



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der stille Weg.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Die schrille Glocke am Dachfirst der langen Getreidescheune sang mit eintönigem Geläut den Feierabend ein, auf dem weitläufigen Bierck des Quessendorfer Gutshofes fing's nach heißem Tagwerk allmählich an, still zu werden. Arbeitsmüde Menschen streckten auf harter Bettstatt die Glieder, in den schmalen Fenstern der Juthäuser verglomm der Schein der Herdfeuer, und über die sonnen-durchglühte Erde senkten sich die dämmernden Schatten der kurzen Sommernacht. Nur das Jungvolk noch trieb auf der dunkeln Dorfstraße seine uralten, ewigen Pöffen. Jemand vor einem niedrigen Fenster sangen ein paar Burschen zu den Klängen einer Ziehharmonika ein festes Liebeslied, helle Mädchenstimmen antworteten, Lachen und Kreischen danach, bis die im Schlaf gestörte Nachbarschaft mit Keifen und Schelten Ruhe gebot.

Der Baron von Quessendorf, ein rotbärtiger Herr von gewaltigem Wuchs und mächtigen Gliedern, verabschiedete auf der Freitreppe seinen Inspektor, mit dem er nach einem letzten Rundgang durch Hof und Ställe die Arbeiten des kommenden Tages besprochen hatte, und schritt über die im Dunkel liegende weite Diele, die das alte Haus in zwei Hälften teilte, der Parkveranda zu. Hungrig und rechtschaffen müde, aber mit Gott, der Welt und seiner Arbeit zufrieden. Achtzig Fuder ersten Kleeschnitts waren knochentrocken hereingekommen, und wenn Sonnenuntergang und Wetterglas nicht trogen, ging's morgen mit dem noch in Kepsen stehenden Rest ebenso. Und — ungerufen — ein gutes Jahr, in dem man an der Wirtschaft seine Freude haben konnte! Die Heuernte war über die Maßen ergiebig gewesen, Winterroggen und Weizen versprachen mehr als das zwölfte Korn, weil die himmlischen Wettermacher Regen und Sonnenschein wirklich einmal mit einem weisen Verständnis für das Gedeihen des lieben Erdsegens eingeteilt hatten, der Mastfall doppelt so stark besetzt wie im vergangenen Jahr, und wenn die guten Preise sich hielten, konnte man daran denken, den letzten Schritt zum Ziel zu tun, den letzten Rest der schweren Lasten abzustößeln, die von den Vorfahren her das reiche Besitztum drückten: aus leichtfertiger Verschwendungssucht oder wirtschaftlicher Untüchtigkeit aufgenommene Hypothekenschulden, die das alte Geschlecht fast zum Verlust der durch Jahrhunderte behaupteten Land-sässigkeit getrieben hätten, wenn der damals letzte Quessendorf nicht mit fester Hand dem bergabwärts rollenden Rad in die Speichen gegriffen hätte. Schon in seinen Knabenjahren ein ganzer Kerl, der eines Tags vor seinen Vater getreten war

mit dem Verlangen, er sollte ihn aus dem Kadettenkorps nehmen und in eine landwirtschaftliche Schule schicken, und auf die ein wenig verwunderte Frage nach dem Grund erwidert hatte, er wollte lernen, mal als ein freier Herr auf seinem freien Grund und Boden zu stehen! Und als der Vater darauf antwortete, seines Wissens wäre das mit den Quessendorfern schon immer der Fall gewesen, ruhig bemerkte: „Oh nein, Papa, und verzeih, wenn ich dir widerspreche! Vielleicht mit den ganz alten Quessendorfern, die diesen Boden erobern halfen, aber mit dir nicht mehr! Was gehört dir denn noch davon, wenn du dich umsiehst? Vielleicht ein anständiges Bauerngut, das übrige ist alles verpfändet, und wenn du es bewirtschaftest, plagst du dich für die Nachkommen der Leute, die unsern Vorfahren Geld gepumpt haben!“ . . . „Nicht dumm, mein Junge,“ hatte der alte Herr darauf gesagt, „und woher hast du das alles?“ . . . „Vom Nachdenken, Papa, und weil ich gesehen habe, daß du von unserm Verwalter Wontroba ganz gemein bestohlen wirst. In den letzten Ferien, da wollt ich im Verwaltergarten Apfel striesen, und da hörte ich, wie der Wontroba zu seiner Frau sagte: ‚Du, Alte, noch drei Jahre, und wir sind so weit wie unser Vorgänger, können uns in Königsberg ein Haus kaufen, von unsern Zinsen leben, ins Theater gehen und so! . . . Also von da an habe ich angefangen nachzudenken: Du hast immer Sorgen, die Hypothekenzinsen zu bezahlen, und der Wontroba will sich ein Haus kaufen, wo er doch nur unser Verwalter ist mit tausendzweihundert Mark Gehalt? Und mit einem Male wußte ich Bescheid! Der Wontroba stiehlt, und du merkst es nicht, denn er ist gelernter Landwirt und du bloß Rittmeister a. D. von den Gardeulanen. Also deshalb bitte ich dich, laß mich die Landwirtschaft lernen, lieber Papa, damit's mir nicht ebenso mit meinem Verwalter geht wie dir mit dem Wontroba! . . . Darauf hatte es ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben. ‚So, mein Sohn, die eine für den ‚bloß Rittmeister a. D. von den Gardeulanen‘, die zweite aber dafür, daß du einen treuen Beamten beschuldigt hast, und alles war für eine ganze Weile lang beim alten geblieben. Der Verwalter Wontroba stahl weiter, der alte Herr wirtschaftete wie bisher, großspurig wie seine Vorfahren, bis ihn eines Tages nach einem heftigen Ärger der Schlagfluß traf, das übliche Ende all der vollblütigen Herren, die mehr schweren Rotweins tranken, als ihnen zuträglich war. Da hatte der Sohn freie Bahn, denn vor seinen Vor-

mündern hieb er mit der Faust auf den Tisch, erklärte, er würde sie zur Rechenschaft ziehen, wenn sie ihm nicht den Willen ließen! Und mit achtzehn Jahren schon war er sein eigener Herr gewesen auf dem von den Vorfahren ererbten Besitztum, wenn dem Namen nach auch die Vormünder die Wirtschaft führten. Wirtschaftete wie ein Alter, hieb zuweilen herzhaft daneben, lernte aber von Tag zu Tag feier in seinen Schuhen stehen, bis er just am Tage seiner offiziellen Mündigkeit die, von hinten her gerechnet, erste der auf Duesendorf lastenden Hypotheken abstoßen konnte, einen geringfügigen Betrag, aber immerhin doch ein Anfang. Und seitdem war es immer aufwärts gegangen, dem schon in Knabenjahren gesteckten Ziel zu, indessen er sehen mußte, daß auf den Nachbargütern, die von den „Leutnants und Rittmeistern a. D.“ bewirtschaftet wurden, eins nach dem andern aus dem Besitz der alten Geschlechter fiel. Bürgerliche Namen tauchten allenthalben auf, wo früher der alte, noch aus der Deutschordenszeit stammende Adel gesessen hatte — er empfand kein Mitleid. Recht so, wer sich nicht zu behaupten verstand, war wert, unterzugehen, und nur eins bedauerte er, daß nämlich nicht schon früher mal ein Duesendorf auf sparsame Gedanken gekommen war. Bei vorhandenem barem Geld wäre in den letztvergangenen, der jetzigen Hochkonjunktur vorausgehenden Jahren ein Großgrundbesitz zusammenzukaufen gewesen, größer, als ihn das Geschlecht der Duesendorfe je besessen . . . aber, was nicht war, konnte ja immer noch werden. Immer noch wirtschafteten auf den Nachbargütern die Leutnants und Rittmeister a. D. weiter, die Bontobas stahlen nach wie vor, ihm aber wuchsen bei stetig wachsendem Wohlstand aus später Ehe zwei Söhne heran, die mit hellen Augen ins Leben sahen, und die er nach seinem Beispiel zu führen gedachte. Und nicht umsonst hatte er sich zur Beihilfe in ihrer Erziehung einen handfesten Theologiekandidaten ausgesucht mit Schmissen im Gesicht. Frömmigkeit und Gottvertrauen sollten sie haben, aber in dem Sinne des alten Ritterspruches, den er sich selbst zur Richtschnur genommen hatte: „Wer Gott vertraut, fest um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut!“

Frau von Duesendorf, eine trotz beginnender Fülle noch immer hübsche und elegante Brünette um die Mitte der Dreißig, sah im fleidamen Jagdanzug auf der Parkveranda, einem geräumigen, über den Fenstern des Kellergehöfches gelegenen Vorbau, von dem eine breite Treppe zu einem allmählich in die weiten Rasenflächen des Parks übergehenden Ziergarten und künstlichen Weiher und Springbrunnen führte, und rechnete eifrig und mit gekrauter Stirn in einem kleinen Kontobuch lange Zahlenreihen zusammen, den Wochenertrag der Butter und Milchwirtschaft mit sämtlichem Zubehör, wie Eiern, Obst und Gemüse; denn sie führte in dem ihr unterstehenden Teil des Gutsbetriebes nicht minder ordentliche und planvolle Wirtschaft als ihr Gatte in dem seinigen. Und an den steigenden Erträgen hatte sie keinen geringen Anteil, denn sie hatte mit erstaunlicher Umsicht und Energie ein regelrechtes Versandgeschäft eingerichtet, das aus kleinen Anfängen zu stattlicher Blüte gediehen war und schon nach kurzer Zeit eine erhebliche Vergrößerung der Geflügelzucht und Gärtnerei nötig gemacht hatte. Duesendorfer Küken, Spargel und Butter gingen in sauberen Postpaketen bis weit hinter Berlin, und wenn die Zeit der Spitzgänse herantam, waren die Aufträge kaum zu bewältigen, denn die große Räucherlammer in dem alten Wasserturm lieferte ein ganz besonders zartes und wohl-schmeckendes Produkt.

Frau von Duesendorf hob den Kopf, denn durch die Dielen der Parkveranda und das Geschirr auf dem Tisch war ein merkwürdiges Zittern gefahren, ein sicheres Anzeichen, daß die gewichtige Gestalt des Hausherrn sich im Annarsch befand, und sorgsam griff sie unter die „Wärmhaube“, um sich zu überzeugen, daß die abendliche Lieblingspeise des Gatten, eine säuerliche Suppe aus Fleischbrühe, feingewiegten Steinpilzen

und reichlicher Sahne mit einem ordentlichen Stück Fleisch darin, beim langen Stehen nicht kalt geworden war; ein Gericht, das jedem gewöhnlichen Sterblichen nächtliches Alpdrücken gebracht hätte, von dem aber der Baron von Duesendorf eine stattliche Terrine voll zu verzehren pflegte, um dann zum „Nachtisch“ überzugehen, einer gehörigen Portion Gänseweih-sauer mit Bratkartoffeln, einem „Happchen“ sauern Kal, einer Schüssel Nadieschen, Butter und Käse . . .

„Na so spät, Alter?“

Der Baron von Duesendorf küßte seiner Gattin mit einer gewissen altfränkischen Galanterie Stirn und Hand und ließ den gewaltigen Körper in einen auf ganz besondere Tragfähigkeit erprobten Sessel nieder. „Ja, verzeh, Fannuttscha, bin aufgehalten worden. Na und die Übrigen? Die Jungens und unser Stammgast?“ Womit er den Oberleutnant von Sacrow meinte, der seit etwa drei Wochen ziemlich regelmäßig nach beendigtem Dienst seine Abende in Duesendorf zu verbringen pflegte.

Frau Fanny machte eine kurze Kopfbewegung nach dem schon im Halbdunkel liegenden Ziergarten hin, auf dessen gelben Sandwegen ein Paar in eifriger Unterhaltung lustwandelte, immer um den kleinen Weiher herum mit dem eintönig plätschernden Springbrunnen . . . „Da! Die Jungens aber sind mit dem Kandidaten krebien gegangen, in die Maldeine. Wie die Räuber austaffiert, und einen großen Kientopf haben sie mitgenommen, obwohl ich ihnen sagte, Kriebien bei Fackellicht wäre verboten!“

Der Baron von Duesendorf lachte. „Schadt' mischt, Mutti, hab auch genug verbotene Sachen getrieben, als ich so alt war; nur erwischen sollen sie sich nicht lassen von dem Fischereiaufseher, sonst gibt's Wische. Und eigentlich ist's mir ganz lieb“ — er unterbrach sich, winkte mit der rotbraun verbrannten Rechten nach dem Ziergarten hinunter — „Guten Abend, lieber Sacrow . . . ja, danke, ausgezeichnet . . . nehm's für genossen an, laßt euch nicht stören, Herrschaften — Also nämlich, ich hab eine Kleinigkeit mit dir zu besprechen.“ Er holte einen Brief aus der Seitentasche seines schilfkleinen Jacketts. „Da, lies mal, Liebste. Zuvor aber noch eine Frage: Wie sieht's mit den beiden da unten?“

Frau Fanny zuckte mit den Achseln. „Keine Ahnung! Aber ich glaube, Mir will's heute zu einer Art von Entscheidung bringen. Und, höchste Zeit, hab' ich ihr gesagt, denn sie fängt bei diesem ewigen Geschmache ja schon an, ein spitzes Gesicht zu kriegen!“

Der Baron von Duesendorf langte nach der Terrine, um sich den ersten Teller seines geliebten „Steinpilzenbartsches“ aufzufüllen. „Aha, Hammelrippchen sind drin? Nicht übel! . . . Und sollte ihn schon den Abschied geben, kommt doch nichts Reelles dabei heraus. Aber da, lies mal erst, Liebste!“ . . . Und Frau Fanny entfaltete einen großen Geschäftsbriefbogen, auf dessen Kopf eine lange Firma stand: „F. Bornträger & Co., Vermittlungen jeder Art, An- und Verkauf von Immobilien, Inzasso dubioser Forderungen, Darlehen in jeder Höhe an Privatpersonen nur von reellen Selbstdarleihern, Hypotheken, vertrauliche Auskünfte auf alle Plätze der Welt, Reichsbankgirokonto, Telegrammadresse: Securitas, Berlin.“ Und sie las mit halbblauer Stimme:

„Sehr geehrter Herr Baron!

Ew. Hochwohlgeboren geschätzte Adresse als bevollmächtigter Vertreter der minorennen v. Ceckenschen Kinder auf Heintichswalde einer Anregung aus unserm werten Kundenkreis verdankend, dürfte sich durch unsere bewährte Vermittlung, wofür Referenzen bereitwilligt zu Diensten, Gelegenheit bieten, fragliches Objekt zu gutem Preis an den Mann zu bringen. Suchender ist eine erstklassige Persönlichkeit, die aus besonderen Gründen eventuell nicht abgeneigt sein dürfte, bezüglich der Höhe der Anzahlung weitgehendstes Entgegenkommen zu zeigen, und bemerken wir, daß Frau Baronin von Reichner Wwe. auf Groß-Klentzien über fragliche Persönlichkeit bestens informiert ist. Diese wäre, falls passende

Objekte vorhanden, eventuell bereit, auch noch weitere Ankäufe in dortiger Gegend zu effektuieren, und sichern wir Ev. Hochgeborenen für erfolgreiche Vermittlung entsprechende Beteiligung zu. Indem wir bemerken, daß letztere von einwandsfreier arischer Abkunft ist, evangelisch und einer Alt-Wilmersdorfer Familie entstammend, unverheiratet und in jeder Beziehung Kavaller, sehen wir Ihren geschätzten Nachrichten entgegen und zeichnen hochachtungsvoll F. Bornträger & Co."

"Erlaube," sagte Frau Fanny, als sie geendet hatte, "ein Mühlrad! Die alte Reichnerin soll sich mit der Absicht tragen, hier weitere Gutsankäufe zu effektuieren, und deine entsprechende Beteiligung, so wird behauptet, wäre einwandsfreier arischer Abkunft und evangelischer Konfession? Also was soll das bedeuten?"

Der Baron von Quessendorpf lachte herzlich und angelte das letzte saftige Hammelstüppchen aus der bereits bedenklich geleerten Terrine. "Was das bedeuten soll? Also, aus der kaufmännischen Sprache der Herren Bornträger & Co. in unser geliebtes Deutsch übersezt, einen ziemlich sichern und zahlungsfähigen Käufer für Heinrichswalde."

"Na, Gott sei Dank," sagte Frau Fanny, "daß die armen Würmer endlich versorgt werden und du die Vormundschaft loswirfst. Mehr Arbeit als Dank, wie bei all' deinen Waisenvatergeschäften im Kreise! Aber, da du ja nie ohne einen besonderen Grund zu fragen pflegst, was geht das die da unten an?" Und sie deutete mit der rundslichen Hand nach dem Biergarten hinab, in dem Alir Prahlstorff mit dem Oberleutnant von Sacrow noch immer auf und nieder ging, jetzt gerade von dem über der Parkveranda brennenden Bogenlicht, das von der Quelle der ungestümen Maldeine gespeist wurde, hell beleuchtet . . .

"Na, wenn Alir vernünftig ist —" der Baron v. Quessendorpf dämpfte ein wenig seine starke Stimme — "ein Glückstreffer ohnegleichen! Die ganz große Partie meldet sich an . . . achtzehn Millionen Mark baren Geldes besitzt dieser verdrehte Wilmersdorfer Bauernjunge, die noch vorhandenen, unverkauften Terrains gar nicht gerechnet!"

"Erlaube!" sagte Frau Fanny und rückte sich in ihrem Sessel zurecht. "So viel Geld in einer Hand, das gibt's ja gar nicht! Und, wenn du auch sonst leidlich geachtet bist, Alterchen, woher willst du das alles wissen?"

"Wenn du den Brief da mit etwas mehr Andacht gelesen hättest, Fannutschka, könntest du dir's ungefähr denken. Na also, nachdem ich den Postboten auf dem Feld draußen abgefangen hatte, setzte ich meine alte Piese in Schunkeltrab, ließ für ein paar Stunden Kleyer Kleyer sein und fuhr querfeldein nach Groß-Klenzien. Und denk dir nur, ich hatte recht, die alte Reichnerin kuppelt wirklich!"

"Ein bißchen deutlicher, wenn ich bitten darf", sagte Frau von Quessendorpf und langte in die Tasche ihrer graugrünen Jade, um sich zur Abwehr des lästigen Rückenvolkes eine Zigarette anzusteden.

"Na dann gib mir auch erst einmal Feuer . . . so, danke — und jetzt paß auf!" Der Baron schob den Zeller fort und lehnte sich mit der brennenden Zigarette behaglich im Sessel zurück. "Also, daß alter Adel und bunter Kragen schon seit altersher einen schwunghaften Handelsartikel darstellen, je älter und bunter, desto begehrt in den weiblichen Kreisen der sogenannten Geldaristokratie jeglicher Konfession und Herkunft, ist dir bekannt. Nun hat sich aber in neuerer Zeit auch nach der andern Seite hin ein Bedürfnis herausgestellt: mit der Ansammlung großer Vermögen in bürgerlichen Familien haben auch die Herren Erbsöhne Geschmack daran gefunden, sich ihre Lebensgefährtinnen in den Kreisen des alten Adels zu suchen. Eigentlich ganz logisch, nicht wahr? Denn wenn die Schwester sich einen Grafen leistet, weshalb soll der Bruder da zurückstehen und sich nicht eine Gräfin kaufen dürfen, eine richtig gehende Gräfin mit einem veritablen neunzinkigen Krönchen auf den Dossous? Das gibt immerhin ein gewisses Relief, erleichtert auch den Zutritt zu unsern Kreisen, denn

unter sich, merkwürdigerweise, amüsieren sich diese Prozen nicht, mit der ersten Million pflegt sich eine Art von Heißhunger nach dem Dunsfreis des alten und ältesten Adels einzustellen. Die Firma F. Bornträger aber, deren Inhaber nicht nur ein sehr vielseitiger, sondern auch sehr umsichtiger Geschäftsmann zu sein scheint, hat unter Benützung dieser neuen Konjunktur schon einige ganz bedeutende Abschlüsse erzielt. Namentlich zwischen Rheinland-Westfalen auf der einen und Mecklenburg auf der andern Seite. Und es wird klugig daran verdient, meinte die alte Reichnerin. Wenn sie ihren Wilmersdorfer Bauernjungen passend unterbringt, gedenkt sie ihre Klitsche zu verkaufen und sich in Wiesbaden zur Ruhe zu setzen. Er hat nämlich noch eine jüngere Schwester, die aber nicht minder begütert ist, und da gedenkt die gute Reichnerin wohl zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Ich proponierte ihr halb im Scherz den braven Sacrow, damit er bei der Affäre doch nicht ganz leer ausgeht; sie hat aber schon einen andern Chasseuroffizier in petto, ihren Reffen Erleben, den Bataillonsadjutanten. Eigentlich rührend, so viel Familiensinn, nicht wahr?"

"Quessendorpf," sagte Frau Fanny, denn wenn sie ärgerlich oder entrüstet war, nannte sie ihren Gatten stets mit seinem Vaternamen, "ich will zu deiner Ehre annehmen, daß du dir mit dieser Schaurre nur einen schlechten Scherz erlaubt hast!"

"Leider nein, Fannutschka!"

"Dann bedaure ich sehr, aber einer gewerbmäßigen Heiratsvermittlerin mit ihren Protégés bleibt dieses Haus verschlossen!"

Der Baron von Quessendorpf nahm die Zigarette aus dem Mund und klappte mit einer leichten Verneigung die Stiefelabsätze zusammen. "Scharmant, mein Liebste, denn wer in diesem Haus empfangen werden darf oder nicht, darüber hast du zu bestimmen. Aber wem nützen wir mit dieser korrekten Haltung? Und halten wir damit vielleicht eine Entwicklung auf, die ich im übrigen gar nicht bedaure, nämlich den Niedergang desjenigen Adels, der zu schlaff und untüchtig geworden ist, die von den Vorvätern ererbte Position zu behaupten? Meinen schroffen Standpunkt kennst du ja: Wenn ich dem König zu raten hätte, würde ich all' das, was nicht landsässig ist oder im Verwaltungs- und Heeresdienst eine angemessene Stellung einnimmt, so lange mit der Entziehung des auszeichnenden Prädikats bestrafen, bis es durch besondere Leistungen sich seiner wieder würdig gemacht hat. Um aber auf unsern gegenwärtigen Hammel zurückzukommen, verpflichtet du dir vielleicht in diesem Niedergang ein Moment von besonders retardierender Wirkung, wenn wir Alir die Möglichkeit abschneiden, diesen Wilmersdorfer Millionenbauer kennen zu lernen? Er heiratet dann eben eine andere Komtesse oder Baronesse von ebenso untadeligem Stammbaum als mangelhafter Mitgift. Und sie? Wird sie als malkontentes Mitglied eines adligen Fräuleinstitutes vielleicht eine besonders hervorragende Zierde unseres Standes? . . . Ich seh' den alten Prahlstorff noch daliegen nach seiner letzten mißglückten Börsenspekulation und dem angeblichen Jagdunfall, die spitze Nase im Gesicht und die gläsernen Augen auf mich gerichtet: 'Dieß Quessendorpf, du bist der einzige, und du mußt Rat schaffen für mein armes Mädcl, die Alir. Nichts bleibt übrig, wenn du nicht der Bande, die mich bis hierher getrieben hat, noch was aus dem Rachen reißt.' Na, mit meinem Händedruck ist er dann ein bißchen ruhiger hinübergewandert. Ja, und an das wollte ich dich erst mal wieder erinnern, Liebste, ehe ich dich um die Erlaubnis bat, diesen Wilmersdorfer mal, sozusagen, zur Ansicht kommen zu lassen!"

"Na ja," meinte Frau Fanny schon um ein Erhebliches milder, "aber, gelinde gesagt, wäre das doch noch zum mindesten recht verfrüht."

"Ach Gott, Fannutschka, ich weiß nicht. Aber mir kommt's vor, die beiden da unten rechnen zu viel, und darüber wird auch die heißeste Liebe kalt!"

"Ja, nicht wahr? Hätten mit raschem Entschluß hineinspringen sollen, es wär' schon gegangen. Und heute erst hab'

ich's ihr wieder gesagt, entweder man hat sich lieb, auch für Pellkartoffeln und Hering, oder gar nicht! Aber dieses Hin- und Hergerre, dieses Angeschmachte mit nachfolgendem Nacherempel, ah, und fast hätte ich gesagt: „Pfiu Deiwel!“ Und Frau Fanny warf mit energischem Schwung den Rest ihrer Zigarette über die Brüstung der Veranda. Der Baron von Duesendörpf aber spielte nachdenklich mit dem Stiel seines Moselglases. „Ja ja, und fast möchte ich sagen, die Sorte Menschen, die sich aus Liebe heiraten, die's fertig kriegt, den Rittergurt um etliche Daumenbreiten enger zu schnallen, nur um die gänzlich mitgiftlose Herzallerliebste heimzuführen zu können, wie ich altmodischer Kerl es getan hab', wird immer seltener. Und ich muß manchmal an ein weißhaariges Züblein denken, den alten Fankel Teienbaum, der noch zu Lebzeiten meiner Mutter alle Frühjahr und Herbst mit seinem „Pingel“, dem großen Packen, auf den Duesendörfer Hof kam. Meine Mutter kaufte ihm aus Mitleid jedesmal eine Portion von seinem Kram ab, machte aber immer ihr Scherzchen dabei: „Ja, sagen Sie mal, Fankel, gibt's denn noch immer so altmodische Leute, die sich nicht sagen, daß sie bei Ihnen alles teurer bezahlen müssen als in der Stadt?“ Und er darauf: „Gnädigste Frau Baronin, Sie haben recht, 's werd immer schwerer. Mer trefft gar keine alten Leuten mehr! Wenn mer aber mal einen trefft, ise er noch von früher!“ Nach allem, was man so rings herum sieht, werden auch die wirklichen Adligen immer seltener, und wenn man mal einem begegnet, dann ist er noch von früher, aus einer Zeit, mit der es immer rascher zu Ende geht. . . .“

Die beiden aus dem Biergarten kamen die Treppe herauf, Mir Prahlstorff mit einem seltsam gespannten Zug in dem blaffen Gesicht, der Oberleutnant von Sacrow, um sich, wie er erklärte, eigentlich nur zu verabschieden. Eine ganz wilde Dienstperiode läme heran, denn in zehn oder elf Tagen gäbe es die Besichtigung. Da der neue Inspekteur aber, wie üblich, so ziemlich das Gegenteil des seinem Vorgänger Wohlgefälligen zu sehen wünschte, herrschte in dem zunächst betroffenen Kreis des Kommandeurs und der Kapitäne eitel Zähneklappern, und er koptierte mit einer gewissen forcierten Lustigkeit den Bataillons-gewaltigen, wie er im Besichtigungsfieber beim Exerzieren sein ohnedies krächzendes und wenig ausgiebiges Organ so überanstrengte, daß er total heiser, nur noch die Worte herausbringen konnte: „Na, mir ist's egal, Herr Hauptmann von Kreienberg, übernehmen Sie, bitte, das Kommando!“

Seine Bessie wurde vorgeführt, und der Oberleutnant von Sacrow verabschiedete sich, ritt davon, ohne daß Mir Prahlstorff, wie sonst, ihm die Treppe hinab das Geleit gegeben hätte, um der Stute den schlanken Hals zu klopfen und von dem Reiter noch einen besonderen Abschied zu nehmen. . . .

„Nanu?“ fragte Frau Fanny ein wenig verwundert, als er außer Hörweite war, aber Mir antwortete ihr nur mit einem stumm stehenden Blick. Der Hausherr wollte tröstend bemerken: Geh, gräm dich nicht, Pizel, ich hab' viel was Aeelleres für dich, eine warnende Handbewegung der Gattin hieß ihn jedoch schweigen. Danach aber kamen die beiden Zungen durch den Park angerannt, naß bis unter die Arme, aber mit reichlicher Beute, und für eine Weile füllte sich der Raum, in dem sich eben noch ein Menschenschickal entschieden hatte, mit Jubel und Frohsinn. Oben aber in dem Fremdenzimmer neben dem alten Turm weinte eine, die sich still fortgeschlichen hatte, an dem Hals ihrer Getreuen. . . . „Wawerka, hilf, denn ich kann nicht von ihm lassen. . . . Geh', eil' ihm nach, und er soll wieder umkehren, denn ich bereute schon längst wieder alles, was ich gesprochen. . . . Aber sag' ihm, er hätte mich doch auch nicht herausfordern sollen, denn ich gehe allein meinen Weg, und er müßte es doch wissen, daß ich zu stolz bin, um mir an andern ein Beispiel zu nehmen. . . . O, wie ich sie hasse, diese fischblütige kleine Person, die er zur Vertrauten seiner Sorgen gemacht hat, statt zu mir zu kommen, frank und frei: Liebste, willst du mit mir in die Armut springen? Seine Nagd wäre ich geworden, denn ich liebte, liebte ihn, wie noch niemals ein Mann geliebt worden ist. Aber sag', Wawerka, mußte ich mich nicht aufbäumen, als ich sah, daß er sich bei einer andern Nats erholt hatte, ob er's mit mir „wagen“ dürfte? Und Gott sei Dank nur, daß ich sie gedemütigt habe! Gute Lehren sollte ich mir wohl bei ihr holen, aber ich sah recht wie eine Herrin vor ihr, heute vormittag, lächelte nur immer und ließ sie sprechen und sprechen, bis sie vor lauter Verlegenheit aufhören mußte. . . . o, wie ich sie hasse, Wawerka!“

Die Alte strich ihr lieblosend das rotblonde Haar. „Werd' ruhig, mein Täubchen, mein goldenes, er wird wiederkommen, denn sein Herz ist verbrannt. Aber glaub' mir, er ist es nicht, den dir das Schicksal bestimmt hat. Und all' die Zeit über lag es vor mir im Dunkel, aber heute haben sie endlich gesprochen, die Karten. Von weit her wird er kommen, und er ist unermesslich reich. . . . willst du es selbst sehen, mein Töchterchen, mein einzigstes, damit du mir endlich Glauben schenkst. Wenn etwas so fest geschrieben steht, zeigt es sich einmal so, wie das andere Mal“. . . . Und sie mißte die Karten mit eifriger Hand, breitete sie neben dem brennenden Licht vor einem Paar halb widerwillig, halb abergläubisch dreinschauender Augen auf dem Tisch aus. „Da, mein Seelchen, geliebtes, liegt er. . . . eine Dame ist neben ihm, aber sie ist dir wohlgefällt. . . . da ist das Geld, lauterer Geld, und es kommt über den langen Weg, aber in kurzer Zeit hier in dieses Haus. . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Klein-Deutschland in Südbrasilien.

Von Wolfgang Ammon-Campo Alegre.

„Allemanha pequena“ (Klein-Deutschland) nennt der Brasilianer die deutschen Kolonien Dona Francisca und Blumenau im Staat Santa Catharina, und mit dem gleichen Ausdruck bezeichnet er auch die zahlreichen deutschen Ansiedlungen im Staat Rio Grande do Sul. In neuerer Zeit freilich, da er durch englische und nordamerikanische Hezereien auf die sogenannte „deutsche Gefahr“ aufmerksam gemacht wurde, die für Brasilien in diesen Sammelpunkten des Deutschtums liegen soll, spricht er das Wort nicht mehr mit dem früheren Humor, sondern mit verstecktem Mißtrauen aus.

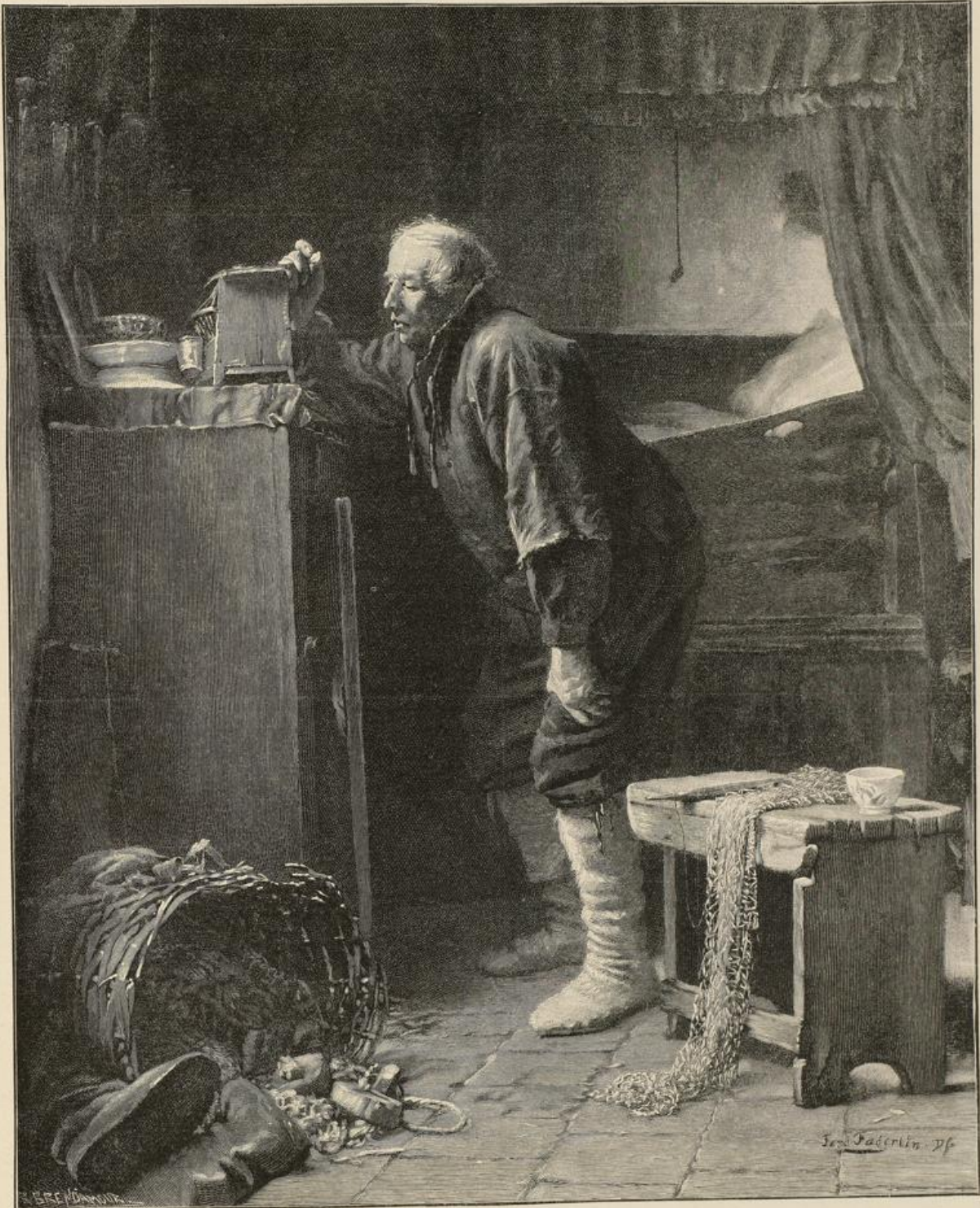
Ein Besuch der Kolonie Dona Francisca soll uns zeigen, wie man dort lebt, und inwieweit der Name „Klein-Deutschland“ und das mit ihm verbundene Mißtrauen gegen Groß-Deutschland berechtigt ist. — Ein Dampfer des Nord-deutschen Lloyd hat uns in São Francisco, dem Zufuhrhafen der dahinter liegenden Kolonien, gelandet. Eine gute halbe

Stunde genügte, um das an grüner Bergwand gelagerte brasilianische Hafentädtchen kennenzulernen.

Vor uns erglänzt die herrliche Bai von São Francisco. Die größten Schiffe finden hier Ankergrund dicht am Ufer. Den Rahmen der Bai bildet ein Kranz von grünbewaldeten Bergen, hinter denen die bizarren Formen der Serra Geral do Mar in tiefem Blau hervorschimmern.

Eine Eisenbahn ist im Bau begriffen, sie wird die Kolonien mit der See in direkte Verbindung bringen. Es ist aber keine deutsche Gesellschaft, die das Unternehmen begonnen hat. Das deutsche Kapital verhält sich den deutschen Kolonien in Südbrasilien gegenüber allzu ablehnend und ängstlich.

Das Abfahrtsignal des kleinen Koloniedampfers ertönt. An Deck des Dampfboots versammeln sich etwa dreißig Passagiere, Herren und Damen. Alle, mit Ausnahme von zwei Herren, unterhalten sich lebhaft in deutscher Sprache.



„Komm Hans!“
Gemälde von H. Jagerlin.

Auch der Kapitän ist Deutscher, er heißt Meyer. Man trinkt Bier, das aus einer der drei deutschen Bierbrauereien Joinvilles stammt. In reizenden grünen, unbewohnten Inseln vorüber, quer durch die ganze Bai, gelangen wir in die Nähe des Festlandes, wo wir in die Mündung des Caroeiraflusses und diesen hinauffahren. Ein Segelboot mit Mate (Paraguaytee), dem Hauptausfuhrartikel Joinvilles, beladen, kommt uns entgegen. Der Bootsmann ruft uns in deutscher Sprache einen Scherz herüber. Die Ufer des schmalen Flusses sind sumpfig und flach. Dichtes Mangrovegebüsch, aus dem einzelne Palmen ragen, bedeckt weithin die Ebene. Nach 2 $\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt ertönt schrill der langgedehnte Pfiff unseres Dampfers als Ankunfts-Signal. Wir fahren um eine Flußbiegung und erblicken zwischen grünen Hügeln einzelne Häuser von Joinville. An der langgedehnten Kaimauer, die nach der Stadtseite den Flußhafen einsäumt, liegen zahlreiche Segelboote mit Frachtgütern. Unser Dampfer gleitet leise an ihnen vorüber zur Landungshalle. Einige Droschken und Kramfer warten auf Fahrgäste. Halbwüchsige Knaben — offenbar portugiesischer Abkunft — bieten sich als Gepäckträger an. Sie sprechen deutsch, ebenso wie die Droschkentrittscher. Wir fragen nach einem Hotel. Man empfiehlt uns die Hotels von Müller oder Beckmann.

Im bequemen Wagen rollen wir durch sauber makadamisierte Straßen, an deren Seiten grasbewachsene Straßengräben das Wasser ableiten. Doch machen sich schon Ansätze von Bürgersteigen bemerkbar. Überall sehen wir einstöckige, schmucke Häuser — viele in Villenart — seltener einmal ein zwei-stöckiges Gebäude, fast alle von Blumengärten umgeben und von Bambusrohr, Palmen, Orangen oder Mamäobäumen beschattet. Allenthalben leuchten rote, schräge Dächer aus dichtem, üppigem Grün. Man hat den Eindruck, als führe man durch einen kleinen deutschen Kurort. Nur die üppige Vegetation, die Palmen und die wunderbare Durchsichtigkeit der Luft beweisen uns, daß wir in subtropischem Gebiet sind. Grüne Hügel umfassen von zwei Seiten den paradiesisch schönen Ort. Das nahe Gebirge gibt in blauen, seltsamen Formen und hochragenden Zacken den malerischen Hintergrund zu diesem herrlichen Landschaftsbild.

Auf den Straßen hören wir überall deutsch sprechen. Selbst Abkömmlinge von Portugiesen, die eigentlichen Landesherren, haben von ihren deutschen Mitbürgern deren Sprache gelernt. Gar seltsam berührte es uns, als wir das in plattdeutscher Mundart geführte Zwiegespräch zwischen einem Kolonisten und einem Neger mit anhörten. Letzterer beherrschte das „Platt“ so vollständig wie ein geborener Mecklenburger. Die ganze Kolonie hat ein vollkommen deutsches Gepräge. Jeder von auswärts kommende Deutsche fühlt sich hier sofort heimisch. Blonde, blauäugige Kinder spielen auf den Straßen die gleichen Spiele, die wir als Kinder spielten. Aus den offenen Fenstern schauen hinter schneeweißen Vorhängen und Blumenstöcken hübsche, blonde Mädchen neugierig der vorbeirrollenden Kutsche nach.

Joinville besitzt zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische. An beiden sind es deutsche Geistliche, die den Gottesdienst leiten. Auch die Freimaurerloge, die hier friedlich neben der katholischen Kirche auf ein und demselben Hügel erbaut ist, befindet sich in deutschen Händen und hat Beziehungen zu den Logen Deutschlands. In sämtlichen Schulen der Kolonie wird in deutscher Sprache unterrichtet. Darin macht auch die brasilianische Regierungsschule keine Ausnahme. Sogar bei Polizeiverhören und Stadtratsitzungen werden die Verhandlungen oft deutsch geführt, um dann erst in der Landessprache (Portugiesisch) zu Protokoll gegeben zu werden.

Die Lufobrasilianer, die in geringer Zahl in Joinville wohnen, vertragen sich mit ihren Mitbürgern, den Teutobrasilianern, sehr gut. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, verständige, tolerante Menschen. Es gibt neben den vielen deutschen Vereinen (Turn-, Schützen-, Gesang-, Theater-, Musikverein, Freiwillige Feuerwehr, Kegellubs usw.) nur einen brasilianischen Verein, dem aber auch sehr viele Deutschbrasilianer angehören.

Die Kolonie mit dem Hauptstädtchen Joinville besteht seit 57 Jahren. Sie wurde vom Hamburger Kolonisationsverein gegründet, dessen Nachfolgerin, die „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft“, jetzt die Ansiedlung von deutschen Kolonisten auf der neuen Kolonie „Hansa“, in den Urwäldern hinter Dona Francisca und Blumenau betreibt.

Obwohl dem Deutschtum in Südbrafilien von seiten des deutschen Vaterlandes, bis vor etwa zehn Jahren, selten eine Unterstützung zuteil geworden ist, hingegen seine Entwicklung durch allerhand Verdächtigungen und obrigkeitliche Hindernisse stark beeinträchtigt wurde, ist der Deutsche dennoch durch und durch deutsch geblieben und hat seinen Kindern deutsche Sprache, deutsches Fühlen und Denken, sowie den Stolz auf die deutsche Abstammung vererbt. Es kommt in der Stadt Joinville, oder noch häufiger draußen in der Kolonie, vor, daß der geborene Brasilianer, der dort durchreist, keinen Menschen findet, der ihm in der Landessprache Auskunft geben kann.

Aus all' dem über das Deutschtum Gesagten könnte man folgern, daß die Angst der Brasilianer vor der „deutschen Gefahr“ doch nicht so ganz unberechtigt sei: würde einer deutschen Invasion in Südbrafilien die deutsche Bevölkerung nicht von außerordentlichem Nutzen sein?

Und doch ist eine solche Gefahr für Brasilien vollständig ausgeschlossen, denn von den Hunderttausenden von Deutschen in Südbrafilien gehören nur wenige Hunderte als Staatsangehörige zum Deutschen Reich. Alle übrigen sind in Brasilien geborene oder hier naturalisierte brasilianische Bürger. Der Deutschbrasilianer aber hängt zwar innig an dem Land, aus dem er stammt, er feiert deutsche Nationalfeste und hißt an solchen Tagen die deutsche Flagge neben der einheimischen, aber er ist politisch vollkommen Brasilianer geworden und würde einer fremdländischen Invasion — selbst einer deutschen — ebenso energischen und erbitterten Widerstand entgegensetzen wie der Lufobrasilianer. Abgesehen hiervon, müßte auch die unabänderlich friedliche Politik des Deutschen Reichs jede Befürchtung dieser Art zerstreuen. Deutschland will, wie in allen andern Ländern, auch in Brasilien seine Handelsbeziehungen möglichst erweitern. Und für diese ist das Vorhandensein der deutschen Bevölkerung von außerordentlichem Nutzen. Daher wird seit etwa 10 Jahren den deutschen Kolonien in Südbrafilien etwas mehr Aufmerksamkeit als früher geschenkt und das Deutschtum durch Unterstützung seiner Schulen gestärkt.

Der Deutsche in Brasilien ist brasilianischer Staatsbürger geworden, um selbst mit Hand anzulegen und einzugreifen in Politik und Verwaltung seines Adoptivvaterlandes, was ihm bei der verfassungsmäßigen Autonomie jedes Regierungsbezirks großen Einfluß gibt, besonders dort, wo die deutsche Bevölkerung in der Mehrzahl ist. Nicht aus Gesinnungsuntüchtigkeit, sondern aus Klugheit und dem Erhaltungstrieb seines Deutschtums folgend, hat er seine politische Rationalität gemehelt. Würde er starr und passiv an seiner deutschen Staatsangehörigkeit festgehalten haben, so ständen heute die deutschen Kolonien unter lufobrasilianischen Behörden und unter lufobrasilianischer Verwaltung; die Schulen wären in lufobrasilianischen Händen, und alle die Vorteile, die dem Deutschtum im Lauf der Jahre durch einflussreiche deutschbrasilianische Politiker eingeräumt wurden, beständen nicht. So predigt auch die deutschbrasilianische Presse, die in zahllosen regelmäßig erscheinenden Blättern über ganz Südbrafilien Einfluß hat, starrs Festhalten am Deutschtum, aber Treue dem Adoptivvaterland Brasilien.

In Joinville erscheinen zwei deutsche Zeitungen und eine brasilianische. Alle drei, auch die brasilianische, werden in deutschen Druckereien hergestellt. Der Deutsche fühlt sich wohl in Brasilien. Seine Arbeit gilt hier mehr als in Deutschland und macht sich besser bezahlt. Die Lebensmittel sind billig, der rauhe deutsche Winter fällt weg. Neben der Arbeit bleibt auch noch Zeit für den heiteren Lebensgenuss. In den kleinen Städten der deutschen Kolonien reizen die Vereinsfestlichkeiten gemeinsame Ausflüge, Theatervorstellungen, Bälle und sportliche Vergnügungen gar nicht ab. Diesem geselligen Leben

steht hier der Kastengeist nicht so hindernd im Weg, wie es in Deutschland bei so verschieden zusammengesetzten Bevölkerungselementen der Fall sein würde und auch bei den Reichsdeutschen der Großstädte in Brasilien der Fall ist. In den Kolonien gilt kein Vorurteil in bezug auf Stellung oder Geburt. An dem nämlichen Tisch sitzen im Vereinszimmer oder in der Kneipe der Chef und seine Angestellten, der Mediziner oder Jurist neben dem Kaufmann oder dem Handwerker. Wer sich anständig und gesellschaftlich benimmt, gilt in der Gesellschaft für voll.

Es ist gegen Abend. Auf der Veranda von Beckmanns Hotel versammelt sich die Stammtischrunde zum Abendschoppen. Plötzlich ertönt gellendes Pfeifen in der Nähe. In die schrillen Töne fällt das Geheul einer Dampfmaschine, in das sich schon ein anderer neuer Pfeifentön mischt. Und jetzt erschallt von allen Seiten ein Geheul und Gepfeife und Getute. Das sind die vielen kleinen Fabriken und Werkstätten mit Dampftrieb, die das Feierabendsignal geben. Jedes von diesen Etablissements setzt seinen Stolz darin, eine Dampfmaschine zu dem allgemeinen Konzert am Morgen, Mittag und Abend zu stellen. Von einiger Bedeutung ist die Joinvillenser Fabrikation von Nägeln, Stachelbraut, Stearinkerzen und Seife, Strümpfen und Bekleidungsgegenständen, sowie Möbeln. Dazu kommen die Fabriken, die Mate, Reis und Stärkemehl verandfähig und haltbar machen. Den Hauptplatz als Fabrikations- und Handelsartikel nimmt der Mate ein. Ja man kann ihn geradezu als den Lebensspender und Erhalter der Kolonie bezeichnen. Er hat auf alle Berufsweige Einfluß, und mit dem Steigen oder Fallen der Matepreise hängen Wohl und Wehe von Joinville eng zusammen. Um die wirklichen Kolonien, also die Landgegend im Gegensatz zur „Stadt“ Joinville, kennenzulernen, verlassen wir letztere auf einer der nach verschiedenen Himmelsrichtungen führenden Straßen.

Jede Woche krollt die Postkutsche, vierspännig mit Glöckchenklang durch die Nordstraße nach der deutschen Ortschaft São Bento im Hochland. Ein andere Postkutsche fährt wöchentlich durch die Südstraße nach der neu angelegten Kolonie „Hansa“. Wir begleiten zuerst die nach São Bento fahrende Post. Von der Nordstraße gelangen wir auf die große Landstraße Estrada Dona Francisca, die den Staat Santa Catharina mit dem Nachbarstaat Paraná verbindet. Diese Straße ist chauffeeartig, aber infolge des großartigen Frachtwagenverkehrs beständig in sehr schlechtem Zustand. Sie führt durch die Tiefebene von Dona Francisca in westlicher Richtung nach dem Gebirge (Serra Geral do Mar). Herrliche Landschaften, die mit den schönsten Gegenden Deutschlands erfolgreich wetteifern können, breiten sich vor den entzückten Augen des Reisenden aus. Zu beiden Seiten der Straße sind Kolonisten angesiedelt. Ein jeder wohnt — wie einst die alten Deutschen — als Freiherr auf seinem Grundstück, das 100 bis 1000 Morgen Fläche enthält. Zäune oder grüne Dornhecken schließen das Grundstück nach der Straße zu ab. Nicht allzuweit von der Straße entfernt, steht das freundliche kleine Haus, aus roten Backsteinen oder weißgetünchten Holzwänden erbaut. Hell glänzen die Fensterscheiben, vor denen Blumenstöcke stehen. Das Haus liegt im traulichen Schatten von Orangen und Kaffeebäumchen, über die sich schlank Palmen der Sonne entgegenstrecken. Im Hintergrund sieht man die Stallungen und Vorratsräume. Auf den um das Gehöft liegenden Grasflächen weidet stattliches Vieh. An den Bergabhängen ziehen sich die Pflanzungen hinauf. Dahinter ist noch Urwald. Es werden hier im Tiefland hauptsächlich angebaut Zuckerrohr, Mais, Mandioca, Kaffee, Reis, Tabak und mehrere Arten Kartoffeln. An Obst zieht man Bananen, Orangen, Pfirsiche, Ananas, Goyabas, Mamão, Apufutas und andere Früchte. Auf den im Hochland (800 Meter ü. d. M.) liegenden deutschen Kolonien aber gedeihen alle europäischen Getreide- und Fruchtarten. In der seit 30 Jahren bestehenden Kolonie São Bento pflanzt man Roggen, Mais, Weizen und Gerste, Hülsenfrüchte, Gemüse und europäisches Obst.

Von der Hauptstraße, die nach São Bento führt (von Joinville 96 Kilometer) gehen zahlreiche Nebenstraßen ab, die ebenfalls zu beiden Seiten von Kolonisten besiedelt sind.

Diese freundlichen Ansiedlungen mit den schmutzen Gebäuden und den saftigen Weiden sind alle vor mehreren Jahrzehnten durch unendliche Mühsale, fürchterliche Strapazen und zähe, ununterbrochene Arbeit und Ausdauer der Wildnis abgerungen. Welche Verzweiflungsausbrüche und bittere Tränen der dunkle Urwald gesehen hat, bis diese Kolonien wurden, was sie heute sind, das kann kein Mensch beschreiben. Meist ist es schon die zweite oder dritte Generation, die auf dem von den Vätern urbar gemachten Grundstück arbeitet.

Wie sieht es nun in der Kolonie „Hansa“ aus, in die der neue Einwanderer heute geschickt wird, um dort sich die Heimstätte zu gründen? Es sieht dort ähnlich aus, wie es auf der heute in voller Kultur stehenden Kolonie Dona Francisca vor 40 und 50 Jahren ausgesehen haben mag.

Im tiefen Urwald, 70 Kilometer von Joinville entfernt, liegt der neu angelegte Stadtplatz der „Hansa“. Die zukünftige Stadt besteht vorläufig nur aus wenigen kleinen Geschäftshäusern, dem Direktionshause und dem Einwandererschuppen. Letzterer gewährt dem neuen Kolonisten primitiven Unterschlupf, bis ihm sein Grundstück weit drinnen im Wald angewiesen wird. Sobald dieses geschehen ist, beginnen die Arbeiten und Mühsale des neuen Pioniers der Wildnis: das Eindringen in die Wildnis, der Bau der ersten Hütte, der Umzug mit Weib und Kind, das erste Niederschlagen der Urwaldsriesen, nach vorheriger Säuberung des dünnen Unterholzes und Dornengebüschs. — Glühende, sengende Sonnenhitze, Mücken, die dem Arbeiter im Wald mit wütenden Stichen blutig zusetzen, Klimakrankheiten, Ungeziefer aller Art, Giftschlangen, orkanartige Regengüsse und vor allem das üppig überall emporwuchernde Unkraut, wo erst vor wenigen Tagen der Boden gesäubert wurde, das sind die Feinde, die der Ansiedler täglich zu bekämpfen hat. Nicht zu rechnen all' die Entbehrungen, die in der Einsamkeit der Wildnis selbstverständlich sind. Nur Leute, die ausdauernd und zäh Tag für Tag schwer arbeiten gelernt haben, Männer, die sparsam, anspruchslos und energisch sind, halten dieses Leben aus. Zahlreiche Einwanderer aber verlassen im ersten Jahr schon das Grundstück, das ihnen von der Kolonisationsgesellschaft auf fünfjährigen Kredit (10 Mark für den Morgen) verkauft wurde, und suchen in den Städten leichtere Beschäftigung auf.

Diejenigen Kolonisten aber, die die ersten zwei bis drei Jahre ausgehalten haben, sehen mit wachsender Befriedigung, daß ihre Arbeit nicht umsonst war. Der Boden ist von unvergleichlicher Fruchtbarkeit und lohnt die Mühe und den vergossenen Schweiß reichlich. Der Kolonist fühlt sich als Herr auf eigener Scholle, er kann der Jagd und dem Fischfang huldigen, so weit der Urwald reicht. Und wenn er des Sonntags nachmittags vor seiner Haustür sitzt, beim Genuß einer Pfeife selbstgebaute Tabaks, dann macht er wohl schon Pläne, wie und wann er das neue Wohnhaus aus Ziegeln errichten wird. Mit Seelenruhe darf er an die Zukunft seiner heranwachsenden Kinder denken, denen er mit seiner Arbeit die Lebenswege ebnet, und denen der Kampf mit dem Urwald durch die tägliche Übung leichter ist. Bei diesem Gedanken erhebt er sich wohl, um mit dem Nachbar über die Mängel der Kolonieschule und deren Abänderung zu plaudern. Über riesige Wurzeln zwischen Baumstämmen hindurch windet sich der Pfad durch das Dickicht. Zu beiden Seiten zwischen Unterholz und Gebüsch stehen umfangreiche, hohe Bäume, deren Gezweig über und über mit Orchideen und herabhängenden Lianen bedeckt ist. Aus der Waldstiefe dringt das eintönige Gebrüll der Affen, und da droben in den riesenhaften Zweigen der Kanella lärmten und krächzen Papageien und Tukanos.

Langsam geht der Kolonist seines Weges. Seine Gedanken sind jetzt wohl drüben in der lieben alten Heimat, die er seufzend mit seinem neuen Vaterland vergleicht. Wird es ihm vergönnt sein, einmal zurückzukehren nach „drüben“? Wohl schwerlich!

Ko-ai.

Von Gustav Falke

==

Von dem Glockenturm in Peking
Klingt das herrlichste Geläute,
Eine schön're Glockenstimme
Hört man nicht im ganzen Reiche:
Alle Leute stehn und hordchen,
Wenn die grosse Glocke anhebt,
Bis der letzte Ton verklungen,
Und dann gehn sie sinnend weiter,
Ernster, als sie vordem waren,
Denn der letzte Ton der Glocke
Ist gleich einem wehen Wimmern.
Eines Weibes Todesschrei.

Ko-ai weint aus dieser Glocke,
Ko-ai, die geliebte Tochter
Kuan-yus, des Mandarinen,
Dem der edle Kaiser Yung-lo
Dieser Glocke Guss befohlen:
Gross und edel sei die Glocke,
Und ihr Mund sei lauter Wohl laut,
Rein und keusch wie Himmelsklänge
Und doch voll und weithin tönend,
Alle guten Herzen rührend,
Und die bösen und die harten
Mach' sie auf ein Stündchen weich.

Kuan-yu verneigte dreimal
Sich in Ehrfurcht vor dem Kaiser,
Wählte sich die besten Leute,
Wählte sich die höchst geschickten:
Doch der Guss misslang ihm zehnmal,
Zehnmahl fragte Kaiser Yung-lo
Ihn vergeblich nach der Glocke,
Runzelte die Stirne finster
Und befahl beim elften Male,
Wenn es wiederum misslänge,
Würde Kuan-yu geköpft.

Kuan-yu ging tief in Ängsten,
Ging im Mandarinengarten
Schweren Herzens auf und nieder,
Ratlos tags und ratlos nächstens.
Betete zu allen Göttern,
Wagte nicht, zum zwölften Male
Mit dem Gusse zu beginnen,

Mit den allerbesten Leuten,
Mit den wirklich höchst geschickten;
Doch der edle Kaiser Yung-lo
Wollt' nicht warten, ungeduldig
Wollt' er Glocke oder Kopf.

Also sah in tiefsten Ängsten
Ko-ai ihren armen Vater,
Ko-ai, die geliebte Tochter
Kuan-yus. Die Kirschenblüte
Hatte sechzehnmal die Jungfrau
Ihre zarten, keuschen Kelche
Offnen sehn im warmen Frühling
Bei dem Lied der kleinen Vögel;
Selber war sie wie die weisse,
Zarte, keusche Kirschenblüte,
Sechzehnmal geküsst vom Frühling,
Lieblicher nach jedem Kuss.

Aber weisser wie die Blüte,
Weisser wie das Licht des Mondes,
Das auf diesen zarten, weiden
Blumenkissen nächstens schlummert,
Färbte jetzt der grosse Kummer
Um den Vater ihre Wangen;
Und im Mandarinengarten
Ging sie ratlos auf und nieder,
Ratlos tags und ratlos nächstens,
Betete zu allen Göttern
Bis zum kühlen Morgenhauche;
Doch die Götter blieben stumm.

Ko-ai zürnte nicht den Göttern,
Aber war betrübt im Herzen,
Dass die Götter sie nicht liebten;
Und sie ging zu einem Zaubrer,
Ging zu einem Sternendeuter.
Heimlich ging sie, spät am Abend,
Warf sich hin auf ihre Knie,
Klagte ihres Herzens Jammer,
Weinte um den guten Vater
Und beehrte Rat und Auskunft
Aus den Büchern, aus den Sternen,
Über Leben, über Tod.





Als sie aus des Weisen Pforte,
Aus den ernsten Zauberkreisen
Endlich wieder in den Garten,
In den fremden, stillen Garten
Trat mit schnellen, scheuen Schritten,
Da war weisser als der erste
Junge Schnee der Kirschenblüte,
Weisser als das Licht des Mondes,
Das auf diesem zarten, weichen,
Weissen Kissen nächstens schlummert,
Ko-ai, die geliebte Tochter,
Junge Tochter Kuan-yus.

Kuan-yu ging tief in Ängsten,
Ging im Mandarinengarten
Schweren Herzens auf und nieder,
Ratlos Tag und ratlos nächstens,
Betete zu allen Göttern;
Heute soll' zum zwölftenmal er
Mit dem Glockenguss beginnen,
Mit den allerbesten Leuten,
Mit den wirklich höchst geschickten,
Denn der edle Kaiser Yung-lo
Wollt' nicht warten, ungeduldig
Wollt' er Glocke oder Kopf.

Als die Stunde nun gekommen,
Stand an ihres Vaters Seite
Ko-ai, die geliebte Tochter
Kuan-yus. Die Kirschenblüte
Hatte sechzehnmal die Jungfrau
Ihre zarten, keuschen Kelche
Öffnen sehn im warmen Frühling,
Bei dem Lied der kleinen Vögel;
Selber war sie wie die weisse,
Zarte, keusche Kirschenblüte,
Sechzehnmal geküsst vom Frühling,
Lieblicher nach jedem Kuss.

Und nun soll' der Guss beginnen,
Mit den allerbesten Leuten,
Mit den wirklich höchst geschickten;
Sorgsam war die edle Speise
Creu und meisterlich bereitet.
Kuan-yu erhob die Hände,
Betete zu allen Göttern:
Schützt den edlen Kaiser Yung-lo,
Seutze tief und gab das Zeichen,
Dass der Zapfen ausgestossen
Und die Flut des roten Erzes
Flösse in die feste Form.

Und es hob zu allen Göttern
Ko-ai ihre weissen Hände,
Betete zu allen Göttern,
Seutze tief und rief mit lauter
Stimme, als das Erz entzischte,
Rief: „Um meines Vaters willen!“
Hob die lieben, weissen Hände,
Sprang mit ihrem weissen Kleide
In die rote Glockenspeise;
Wie die kleine windverwehte
Kirschenblüte fiel sie nieder
In den roten Feuertod.

Kuan-yu konnt' sie nicht halten,
Kuan-yu konnt' sie nicht retten,
Konnte Ko-ai nimmer retten,
Fiel vornüber auf die Erde,
Mit dem alten, grauen Kopfe
Fiel er auf die harte Erde,
Dass sein Blut die Erde netzte,
Schrie laut auf, als er so hinfiel,
Schrie nicht wieder, lag da lautlos,
Mit dem alten, grauen Kopfe
Auf der harten Erde lag er,
Netzte sie mit seinem Blut.

Also um die vielgeliebte
Tochter Ko-ai starb der Vater
Kuan-yu, der Mandarin,
Dem der edle Kaiser Yung-lo
Dieser Glocke Guss befohlen:
Gross und edel sei die Glocke,
Und ihr Mund sei lauter Wohl laut,
Rein und keusch wie Himmelsklänge,
Und doch voll und weithintönend,
Alle guten Herzen rührend,
Und die bösen und die harten
Mach' sie auf ein Stündchen weich.

Von dem Glockenturm in Peking
Klingt das herrlichste Geläute,
Eine schön're Glockenstimme
Hört man nicht im ganzen Reiche:
Alle Leute stehn und horchen,
Wenn die grosse Glocke anhebt,
Bis der letzte Ton verklungen,
Und dann gehn sie sinnend weiter,
Ernster als sie vordem waren,
Denn der letzte Ton der Glocke
Ist gleich einem wehen Wimmern,
Eines Weibes Todesschrei.



Originalzeichnungen von H. Schwibbammer.

Das Tierasyl des Deutschen Tierschutzvereins in Lankwitz bei Berlin.

Von Paul Schlesinger.

Südlüche Völker, die sich günstigerer Lebensbedingungen erfreuen und überdies anspruchsloser und genügsamer sind als wir Deutsche, empfinden Armut und Not weniger als wir. Ihnen leuchtet eine gütige warme Sonne, ein tieferer blauer Himmel, und wenn auch unter ihnen Epidemie und Notstand oft verheerend aufräumen, so fühlen sie sich doch weniger



Krankenstation.

Abwehr genötigt. Die großen philanthropischen Institute des Nordens sind ihnen fremd, das Leben ist so leicht, und deshalb scheint es ihnen weniger wertvoll. Aber diese Gleichgültigkeit gegen das Menschenleben empfinden sie auch dem Tier gegenüber. Nichts gelten ihnen die gesiederten Sängler, nichts die armen Arbeitstiere, die in heißer Sonnenhitze unter Last und Fuhre keuchen, nichts endlich die treuen

Freunde des Menschen, die Hunde, die oft in völliger Verwahrlosung ein wahres „Hundeleben“ führen. Wir Deutsche denken anders darüber. In erster Linie handeln wir menschlich am Menschen. Dann aber hat sich auch die Überzeugung — nein, die Empfindung — Bahn gebrochen, daß wir Menschlichkeit auch an Tieren üben müssen. Das Tier ist ein treuer Helfer und Mitarbeiter des Menschen, ein Arbeiter, der freilich nur freie Wohnung und Kost für seine Leistung bezieht. Der Wert des schnöden Mammons ist dem Vierfüßer nicht aufgegangen, dagegen sieht er auf gute Behandlung. Und das ist ja das einzige, was ein Tier für sich in Anspruch nimmt, ein bißchen Liebe.

Beim Arbeitstier liegt ja die gute Behandlung im Interesse des Besitzers, der seine warmblütigen Maschinen vor Krankheit und Überanstrengungen bewahren muß. Auch das Hundegeschlecht hat heute noch seine Arbeiter. Der Hund, der den Jäger durch Feld und Wald begleitet, der Hund vor der Karre des Lumpenhändlers und der bissige Wächter des Hofes, sie stehen alle im praktischen Leben. Ja, man bemüht sich sogar, neue Betätigungsfelder dem Hund zuzuweisen: als Helfer der Polizei leistet er wertvolle Dienste. Und man darf auch den Hund als Künstler, den Liebling der Schaubuden und Varietés, nicht vergessen.

Tiefer verpflichtet aber sind wir eigentlich dem spezifischen Lurus Hund, der nicht so sehr dazu bestimmt ist, seine Rasseninstinkte und seine körperliche Kraft und Gewandtheit wirken zu lassen. Er ist ein Spielzeug der Menschheit. Seine gute Laune, seine Treue bereiten dem Menschenherzen Freude, und diese psychischen Funktionen sind fast die einzigen, die er zu erfüllen hat. Die Lurusstassen werden in Rücksicht auf dieses Liebes-

bedürfnis der Menschen gezüchtet, also Tausende und aber Laufende von Hunden verdanken ihre Existenz eben nur diesem Bedürfnis. Ich meine, das verpflichtet zur herzlichsten Pflege und Sorgfalt. Denn diese Tiere erhielten mit dem Leben nicht zugleich die Freiheit, sich voll ausleben zu können; ja sie müssen sogar oft genug den Vorwurf der Entartung auf sich nehmen. Das Leben bietet ihnen wenig animalische Genüsse, und ihre Körperkraft verweichlicht in allzu guter, allzu mühelos gewonnener Nahrung.

Und doch nehmen sie an dem wirtschaftlichen Wohlergehen ihres Herrn teil.

Auch der Hund wird oft vor die soziale Frage gestellt. Der Hund, der wirklich und mit Absicht entläuft, gehört ja freilich zu den Seltenheiten. Auch kommt es nicht gerade oft vor, daß ein Mann, der die immerhin spürbare Ausgabe, die ihm sein Hund bereitet, nicht mehr tragen kann, den einstigen Freund einfach aussetzt. Aber merkwürdig häufig sind doch die Fälle, in denen die Besitzer entlaufener Hunde sich um deren Schicksal gar nicht weiter kümmern. Hier setzt nun die öffentliche Hundepflege ein, der in Lankwitz seit einigen Jahren ein wahres Monument errichtet ist. Dort hat der Deutsche Tierschutzverein sein Hundesyl, dort finden die Heimatlosen der Hundewelt freundliche Aufnahme; aber auch „bemitelte Vierfüßer“ finden dort für einige Zeit ausgezeichnete Unterkunft zu zwoilen Preisen, wie es im Hoteljargon heißt.

An einem freundlichen Sommertag wanderte ich hinaus. Ein wenig abseits von den eleganten Villenvierteln von Großlichterfelde liegt die Dessauer Straße, in der sich das Tierasyl befindet. Vor einem vornehm umgitterten, etwa 2 1/2 Morgen großen Gartengrundstück hielt ich inne. Ein schmuckes Torwächterhäuschen fiel mir zuerst ins Auge. Es ist mit allerhand hübschen Sinnsprüchen geschmückt, die sicher auf die hier eintretenden Hunde eine tiefgehende moralische Wirkung üben.

Nun ging ich weiter durch den prächtig angelegten Garten bis zu einer hohen Mauer, die getreulich das Hundehotel gegen Ein- und Ausbruch hütet. Kühn öffnete ich eine Tür und stand nun vor dem zweistöckigen Hauptgebäude, dessen Architekt sich von gotischen Motiven leiten ließ. Ich dachte noch etwas über den Zusammenhang von Hundeseele und Gotik nach, kam zu keinem



Ausladen der eingelieferten Hunde.

Ergebnis und trat in das Bureau ein. Ein Bureau wie jedes andere. Es unterscheidet sich von andern Gefängnisanstalten dadurch, daß die Inassen nicht zu Bureauarbeiten hinzugezogen werden, von Hotelvestibüls aber insofern, als die Plakate sich nicht auf Theater und Konzerte, sondern auf die verschiedenen Arten von Hundefuchen beziehen.

Ein schwarzes Brett dient als Hoteltafel und zeigt die Zahl der Gäste an: 105 Hunde, 15 Katzen, 5 andere Tiere.

Und kurz nach mir betritt der 106. Hund das Zimmer. Er fühlt, daß irgend etwas Neues, Ungeahntes ihm bevorsteht. Sein Herr tritt an den Obergewaltigen des Hofes, Herrn Inspektor Voehle, heran und führt mit ihm eine leise Unterhaltung. Das Fremdenbuch wird vorgeholt und „Flochy“ wird eingetragen. Flochy sieht mit unerböhlichem Mißtrauen auf die Federfucherei. Er soll hier in der Sommerfrische bleiben, während Herrchen am Ostseestrand lustwandelt! Dann wird Flochy in das Doktorzimmer geführt, um vor seiner Aufnahme erst ärztlich untersucht zu werden. Auch ich trete in das Doktorzimmer, doch glücklicherweise nicht zum gleichen Zweck. Hier heißt es nämlich: warten, wie bei Menschenärzten. Schon liegt einer der Patienten in einem Winkel und starrt mit wehmütigen Augen auf den großen blechbeschlagenen Tisch.

Seltames Wartezimmer! Die Patienten liegen an der Kette. Wenn ihnen auch die Zeit lang wird, sie können sich nicht drücken. Mancher Menschenarzt möchte diese Praxis bei sich einführen.

Nun treten wir in den Pferdestall, der so etwa wie ein Hundebahnhof ist. Gerade trifft mit dem großen Transportwagen der Berliner Hundepress ein. Ach, in den kleinsten Dingen offenbaren sich soziale Unterschiede, so auch hier. Acht Coupés enthält der Expres, von denen sechs für die Beförderung der Pensionshunde bestimmt sind, die Lankwitz als

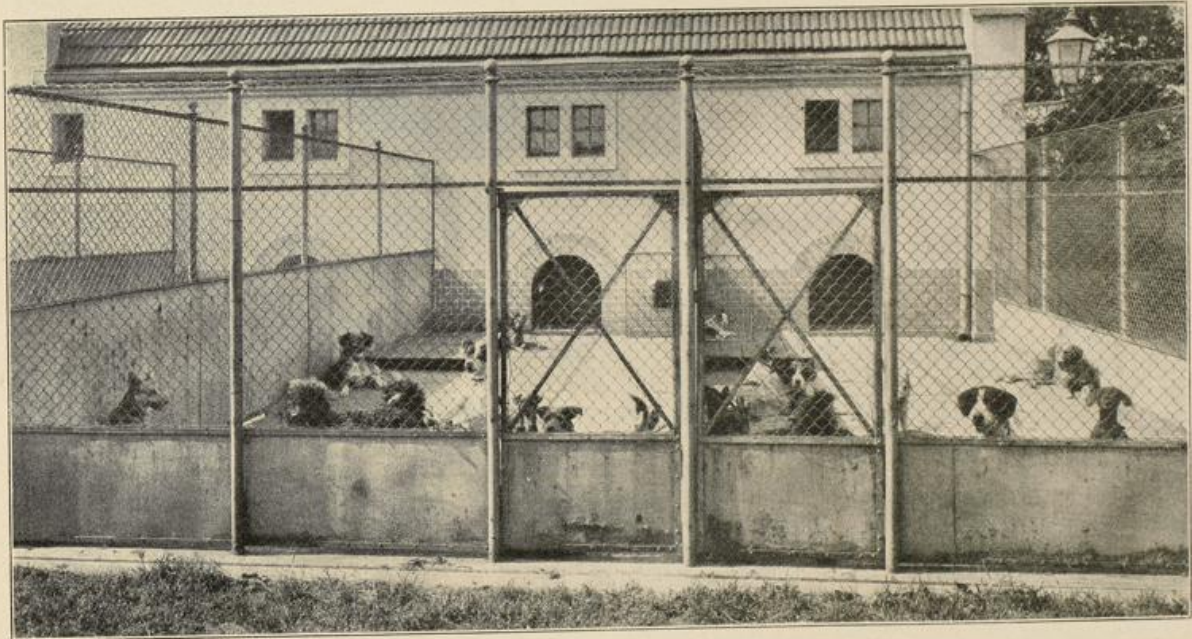
Luxusort, manchmal auch als Sanatorium, beziehen; da sie zahlende Gäste sind, reisen sie in ihren Coupés allein. Die armen Schlucker aber, die man auf den Straßen aufgegriffen hat, finden in Massenquartieren ihren Platz. Nur nach Geschlechtern sind sie getrennt.

Die Pensionpreise im Hundesal richten sich in weiser Einsicht nicht nach der „Lage der Zimmer“; sie sind vielmehr dem jeweiligen Appetit der Gäste angemessen, für den die Größe des Hundes als Norm gilt. Sie schwanken so zwischen 40 Pfennig und 1 Mark für den Tag. In der Krankenabteilung ist der Preis der gleiche, nur werden ärztliche Behandlung, Medicinen und Krankenjüppchen besonders

berechnet. Der Aufenthalt eines Pensionshundes endet gewöhnlich mit der Bezahlung der Rechnung. Aber der Abschied der Findlinge ist zuweilen tragisch, oft ist er ein Abschied vom Leben. Das Lankwitzer Institut betreibt den Hundefang nur in den westlichen und südlichen Vororten, während die Berliner Findlinge erst hinausgeschafft werden, nachdem eine viertägige Wartefrist in dem Berliner Bureau verlaufen ist, ohne daß der Besitzer seinen entlaufenen Freund rekla-

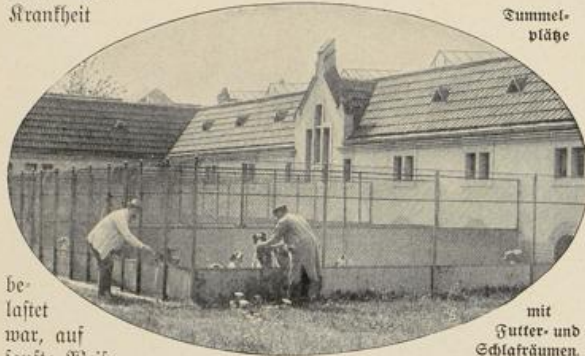


Baderaum.



Stummelplatz für Fanghunde, Findlinge und geschenkte Hunde.

mierte. Zehn bis vierzehn Tage bleiben die Obdachlosen im Lanfwiher Asyl. Hat sich dann der Eigentümer noch nicht gemeldet, so wird die arme Hundexistenz, sofern sie rasselos oder von Krankheit



Tummel-
plätze

be-
lästet
war, auf
sanfte Weise

mit
Futter- und
Schlafräumen.

beendigt. Wer aber in der Wahl seiner Eltern vor-
sichtiger war, wird gegen Erstattung der Pflege- und Futter-
kosten verschenkt. Auch hier soziale Probleme: gute Familie
schützt vor frühem Tod.

Und nun zu den vierbeinigen Herrschaften selbst! Es ist
wirklich prächtig für sie gesorgt! Von dem
Hauptgebäude zweigen zwei Seitenflügel ab,
von denen der rechte die Stallungen der Pen-
sionshunde, der linke die der Findlinge ent-
hält. Jeder dieser Ställe hat 80 Abteilungen,
große und kleine Bogen. Das Meublement
ist einfach, aber gediegen. Wirklich schön aber
ist, daß die Hälfte der Käfige mit einem
kleinen Garten versehen ist, so daß die Tiere
nach Belieben ins Freie können. Auch dort
sind sie freilich voneinander getrennt, nur ein
großer Hofplatz ist frei, auf den sie einzeln
hinausgeführt werden, damit sie sich dort nach
Herzenslust tummeln können.

Im übrigen bellt der vornehmste Pen-
sionshund ebenso unverschämt laut wie der
herabgekommene Findling aus der Gese der
Hundegesellschaft. Und das Bellen ist ja ihre
einzige Beschäftigung. Es fehlt ihnen wohl
etwas an geistiger Betätigung. Namentlich
die gebildeten Pensionshunde scheinen darüber
zu klagen. Sie sehen ihre Leidensgenossen
nur durch das Gitter, und diese „splendid iso-
lation“ ist langweilig wie jede andere. Und
dann — sie begreifen ihre Existenz nicht. Ein
Hund, der einmal seinen Herrn wechselt, hat

mit einer gewissen Gemütsverchiebung zu kämpfen. Er hat
eine alte Treue aufzugeben und mit einer neuen zu beginnen.
Aber der Aufenthalt im Hundeasyl ist für die armen Kerle
ein Seelenrätsel. Kommt der alte Herr nie wieder? Schuldet
man dem Herrn Inspektor außer der nötigen Achtung auch
Liebe? Der fragende Blick, den der alte Phylax gen
Himmel richtet, birgt eine Frage an das Schicksal.

Die Findlinge, die einer so ungewissen Zukunft entgegen-
gehen, verbringen ihre Gefangenschaft in Massenquartieren.
Die Konversation ist entsprechend lebhaft. Guter Laune sind
die meisten. Nur die sonst so lustigen Budel sind melanco-
lisch. In ihren treuen Herzen ist die Sehnsucht nach dem
verlorenen Herrn stets lebendig.

Weniger sentimentale Gesichter sieht man in den Kägen-
bogen. Während die Hunde immer geduldig sich nur nach
neuer Herrschaft sehnen, bleibt das Kästchen Realpolitiker und
wartet auf den Augenblick, da es entweichen kann. Nur nächtens,
wenn alles still geworden ist, wird auch das kleine Raubtier-
herz weich gestimmt. Und es ertönen Gesänge, die geeignet
sind, Eisengitter zu verbiegen.

Von den gesunden Tieren völlig getrennt, liegen die Kranken-
stationen. Hier herrscht freilich großes Elend. Traurig liegen die
armen Kerle auf ihren Strohlagern. Aber es sind alles keine
verzweifelten Fälle. Es wird gut für sie gesorgt. Noch wenige

Wochen, dann
spazieren sie
wieder wie die
Gesunden an
der Seite des
geliebten
Herrchens
hinaus aus
dem schlimm-
schönen Hun-
dehotel in die
goldene Frei-
heit.



Auswaschen der Augen.

Die Frau des Mimen.

Novelle von Carl Conte Scapinelli.

Das alltägliche Leben herrschte in den Gängen des großen
neuen Justizpalastes. Schreiber in verschabten Röcken liefen
hin und her, Rechtsanwälte in langen schwarzen Talaren, die
sie offenstehen ließen und aus denen die goldene Uhrkette prozig
herausleuchtete, standen in kleinen Gruppen an die Fenster
gelehnt. Dann und wann kam einer mit ängstlichen un-
sicheren Blicken daher, eine Vorladung in der Hand, sah ins
Papier und dann auf das Schild an der Tür; auf den
Bänken saßen und lämmelten die verschiedensten Gruppen;
der Wachmann aber musterte alle Leute ringsum mit
kritischem Blick.

Das alltägliche Leben! Drinnen in den Amtszimmern
wurden Urteile gesprochen, Lebenshoffnungen vernichtet, alter

Haar neu aufgepeitscht, verschämte Schande laut verkündet, den
Ärmsten das Letzte genommen, mancher Reiche noch reicher er-
härt: das alltägliche Leben!

Deswegen wurde nichts anders, es war das alles hier der
Alltag — das gewöhnliche Einerlei!

Nur wer an das Treiben nicht gewöhnt war, wer als
Fremder, als Hilfe- oder Rechtsuchender daherkam, dem kam
das Gebäude, die Menschen, die Luft, alles drückend, be-
klemmend, unheimlich und geheimnisvoll vor.

Die Dame, die in schwarzem Kleid mit dichtem Schleier
in einer Fensternische stand und stumm und resigniert zu
allen, was der Rechtsanwalt hier an Mut und Trost in sie
einsprach, nickte, war auch so eine, die der Kummer herführte

und die hier ihr „Recht“ suchen sollte, ihr „Recht“ auf den Mann, dem sie einst die Hand zum Ehebund gereicht hatte, und der sich nicht mehr binden wollte an sie — er, der der Allgemeinheit gehörte, er, der aller Frauen Liebling war, der für die männliche und weibliche Jugend der Großstadt den „Helden“ bedeutete, der ihnen als Ideal vorschwebte, wenn sie an Tell, an Wallenstein und an all' die andern Helden dachten, die ihnen in der Geschichte, in der deutschen Dichtung entgegentraten.

Konnte sie noch auf ihrem Recht bestehen und ihn halten, wo er selbst doch auf Scheidung drang, wo er offen alles zugab, was ihm zur Last gelegt wurde, wo er für sich, als den großen Mimen, einen andern Maßstab an die Moral gelegt wissen wollte als für andere Sterbliche?

In ihrer Seelenqual hatte sie die Scheidung eingeleitet, von ihren Verwandten dazu gedrängt, die tief empört, wie der Mime, der Mensch, der um Geld dem Publikum sich zeigte, der Scharlatan — denn für nichts anderes sahen die adligen Verwandten, die diese Ehe nie gebilligt hatten, den großen Straßmann an — den Sproß aus altadligem Geschlecht behandelte.

Und doch war sie heute persönlich erschienen, so hart ihr der Entschluß geworden war, vor die Schranken des Gerichts zu treten und die Dual ihrer Ehe vor fremden Menschen bloßzulegen. Vielleicht war es doch möglich, eine Versöhnung zu erzielen, sie war so wenig kampfbereit, so wenig haßerfüllt, nur so tief unglücklich; sie liebte dieses Rätsel von einem Menschen, der ihr doch groß und bedeutend erschien, so sehr, daß sie nichts unversucht lassen wollte. Vielleicht ließe sich doch noch auf den Trümmern der Hochburg ihres alten Glücks ein bescheidenes Hüttchen erbauen. Was kümmerte sie das Gerede der Leute, der Groll der Verwandten, wenn sie in seiner Nähe bleiben, seine Frau sein konnte! Im Grunde war er ja ein guter Mensch, nur eitel, nur geblendet vom Glanz des Ruhms, nur verführt von der Zudringlichkeit des weiblichen Publikums.

„Grüß Gott, Paula!“ Es tönte sonor, wehmütig, um Frieden bittend. Es war ihr Mann, der große Schauspieler Straßmann, der ihr diesen Gruß bot, da er im Gang mit seinem Anwalt patrouillierend an ihr vorbeikam. Schön und stolz sah er aus, wie immer. Der Stadtpelz legte sich um seine große, schlankte Gestalt, und unter dem glänzenden Zylinder sahen die dunkeln Locken hervor.

Scheu nickte sie ihm zu, da er ihr den Gruß bot — kein Fünkchen Haß bei einer der beiden Parteien. Dort Verwirrung und Jammer, hier freundschaftliche, mitteilidige Zuneigung, fast ein bißchen wie Geringschätzung.

Der Gerichtsdienner rief die Parteien vor. Schüchtern betrat Frau Straßmann, von ihrem Anwalt gefolgt, den Saal; groß aufgerichtet, wie bei einem Einzug auf der Bühne schritt der Mime ins Amtszimmer, warf ruhig einen Blick in die Runde und nickte Bekannten zu.

Durch den Zuschauerraum ging ein leises Murmeln. Freilich, in die Presse sollte nichts von der Sache kommen, zu was auch? Straßmann brauchte die Art Reklame nicht, dazu war sie viel zu wichtig. Aber der Klatsch mußte davon erfahren: Salonhabitués waren zu sehen, die es schon heute nachmittags von Tee zu Tee, von Souper zu Souper tragen wollten, die bis ins kleinste Detail und darüber hinaus alles schildern würden, alles, den großen Straßmann in seiner neuesten Rolle als geschiedenen Ehemann, und die kleine arme Baronin Werbeck, seine ehemalige Frau, als Partnerin.

Auch er hätte ja nicht persönlich erscheinen brauchen, hätte sich durch seinen Anwalt vertreten lassen können, aber das entsprach seiner ganzen Natur nicht. Allzu gern stand er ja vor dem Publikum, bekam erst Feuer und Milde, Gefühl und Leben, sobald die Augen der Menge auf ihn gerichtet waren. Was er tat, mußte er vor den Augen der Öffentlichkeit tun, wenn er dabei Energie und Charakter zeigen wollte; er mußte

spielen können, um aufzuleben. Er mußte eine Rolle, einen Charakter, einen Typus vertreten können, um ein Charakter oder ein Typus zu sein. Er mußte aber auch wissen und empfinden, daß er jemand gefalle und imponiere, damit er eine Rolle durchführen konnte.

Heute galt es, wie so oft schon bei ihm im Leben, der Gesamtheit zu gefallen, selbst seiner Frau sollte er im „Scheiden“ noch begehrenswert und groß erscheinen.

Die Verhandlung begann; seltsam kontrastierten Richter und Mime; jener fragte trocken, sachlich, in gleichgültigem, leisem Ton, dieser antwortete mit Schmelz in der Stimme, mit Pathos in übertriebenen Wendungen, laut, oft sogar überlaut werdend.

Er nahm alle Schuld auf sich, aber es war in seinen Augen nur eine tragische Schuld, die jeder Held erleiden mußte. Hoch richtete er sich auf und malte so ein Bild von seiner Titanengröße, zu der jenes weibliche Wesen nicht reichen konnte. Ihr Sinn fürs Kleine, Alltägliche seiner Arbeiten, seiner Leistungen.

Der Richter hörte ruhig zu, etwas gelangweilt, weil Straßmann gar zu weit ausholte und viel Unwesentliches ausführte. Ein bißchen komisch erschien ihm freilich des Mimen Pathos; er dachte an das Wort „Künstlerehe“, an jene Spezies, die er so oft zu lösen hatte, und dagegen erschien ihm freilich Straßmanns Eheleben sehr spießbürgerlich.

Die Frau brachte wenig vor. Da Straßmann sprach, hörte sie wohl aufmerksam zu; so wie er es jetzt darstellte, hatte sie noch nie ihre Ehe gesehen; dennoch überzeugten seine Worte auch sie fast. Freilich, ihre Ehe war auf ganz andern Voraussetzungen aufgebaut, sie war so bürgerlich und hatte dem berühmten Gatten im Anfang so gut gefallen. Ihre Hausführung hatte ihn stets entzückt, ihre Küche poetisch gestimmt, ihre Beurteilung seines Spiels ihm geschmeichelt, und nun sah er auf das von weiter Ferne, von schwindelnder Höhe gnädig hernieder, wie die Götter auf der kleinlichen Menschen Treiben.

So wurde die Ehe geschieden, auf Verschulden des Mannes hin, dem Gesetz nach, aus Veräumnis und geistiger Kurzsichtigkeit der Frau dem allgemeinen Urteil nach.

Straßmann hatte sich in erster Ehe eben ein Gänschen von adligem Geblüt mit hausbackenen Ansichten genommen, das einem so genialen Künstler niemals entsprechen konnte. Das wird in Bälde das Urteil aller sein.

Das Taschentuch krampfhaft vor den Mund gepreßt, so wankte die noch jugendliche, hübsche kleine Frau aus dem Saal. Wieder unterlegen! Wieder verlorenes Spiel gegen ihn! Der Anwalt folgte ihr begütigend. Wohin nur — ein freies Leben stand ihr jetzt bevor? Die geschiedene Frau eines großen Mannes sein?! Eine, die von Gerichts wegen nicht für vollwertig befunden worden war, dieses Menschen Gattin zu sein?! Was nun?

Im selben Augenblick trat ihr Mann an den Anwalt heran, mit warmer Stimme sagte er: „Herr Doktor, ich darf Sie wohl bitten, sich für die nächsten Stunden meiner armen Frau anzunehmen und sie zu ihren Verwandten zu geleiten!“ Er verbeugte sich, und da er seine Frau noch immer in Tränen aufgelöst sah, trat er auf sie zu und sagte: „Es tut mir leid, Paula, daß ich dich tranken mußte. Adieu!“ Dann ging er, rasch, aber ohne Hast weiter, würdig und gnädig die Grüße seiner Bekannten erwidern

Für die erste Zeit war sie zu ihren adligen Verwandten gezogen; aber der Ton, der dort herrschte, die mitteilidige Art, mit der sie behandelt wurde, quälte sie. Eine arme reuige Sünderin, die ihr Vergehen, einen Schauspieler gegen den Willen der Familie geheiratet zu haben, nun ihr Lebtag lang büßen mußte und sollte, war sie für diesen Kreis. Man sprach nur mit Aufseufzen und gütigem Mitleid von ihr und zu ihr. Darum war sie auch bald wieder von dort fortgezogen. Lieber allein mit ihrem Jammer im einsamen Winkel

sitzen, als immer bemitleidet zu werden, immer seine verjährte Schuld vorgehalten zu bekommen.

Sie nahm sich eine kleine Wohnung, trug all ihren Mädchenfräulein dort wieder zusammen und lebte dort mit ihrem Dienstmädchen zurückgezogen. Lange Zeit kam sie kaum aus dem Haus. Mühsig lag sie auf der Chaiselongue, las Romane, starrte mit tränenfeuchten Augen vor sich hin, durchblätterte die Zeitungen. Nach und nach erwachte in ihr wieder die Lust, ins Theater zu gehen; die alte Liebe, die ihr so viel Kummer gebracht hatte, die Liebe für die dramatische Kunst war geweckt. Die Abende waren furchtbar lang; und so entschloß sie sich wieder, die Theater zu besuchen; in alle kam sie, nur nicht ins Hoftheater, wo Strahmann spielte, das brachte sie nicht übers Herz.

Bald aber sprach eine Stimme in ihr immer lauter, die behauptete, Repertoire und Darstellung in allen andern Theatern ständen weit hinter den Leistungen der Hofbühne zurück. Sie nahm sich vor, einmal, wenn Strahmann nicht spielte, das Hoftheater zu besuchen. Und sie tat es auch und konnte es öfter tun, da der große Strahmann jetzt wenig austrat. Er fühle sich abgspannt, bedürfe der Ruhe, hieß es in den Tagesblättern. Paula wußte, was das hieß: Strahmann mußte in letzter Zeit viel Ärger gehabt haben; denn traten ihm Unannehmlichkeiten in den Weg, so konnte er einfach nicht spielen.

Kaum war Strahmann von Paula geschieden worden, da tauchten allorts immer bestimmtere Gerüchte auf, daß sich die neue Heroine des Hoftheaters, die dunkeläugige Kanders, der besonderen Gunst des großen Mimens erfreue. Fräulein Martha Kanders hatte die schönsten Toiletten, war geistreich, hatte eine große, auffallende Gestalt und einen Schwarm Verehrer, die ihr Herz erobern wollten.

Da Strahmann seine kleine hausbackene Frau abgeschüttelt hatte, da die brillante Köchin nicht mehr zu halten gewesen war, die unter Paulas Leitung seinem Magen täglich mit den köstlichsten Gerichten geschmeichelt hatte, war er unstet bald da, bald dort in Herrengesellschaften aufgetaucht, hatte geseht und gespielt, gelacht und gemurmelt, daß er nun kein Heim besäße — daß er aber auch keines besitzen dürfte, denn er, ein Priester der Kunst, dürfe nur ihr gehören. Die hunderterlei Einladungen, die ihm ins Haus flogen, konnten ihm nicht das alles vergessen machen. Und so war er, um ja der Kunst nicht untreu zu werden, immer öfter der Einladung der dunkeläugigen Heroine Martha Kanders gefolgt, nach dem Theater bei ihr den Tee zu nehmen. Den Tee — Strahmann schüttelte sich, wenn er an dieses Wort dachte, an die Wasserbrühe, die ihm seine opulenten Soupers ersetzen sollte. Aber er ging hin, kam immer wieder, denn die Kanders war geistreich, witzig, spitzig und sprach unendlich viel von der Kunst im allgemeinen und von ihrer und seiner Kunst im besonderen. Das entzündete und berauschte ihn anfangs, er wurde hier fachmännisch gewürdigt.

Und so fanden sie sich in der Liebe zur gleichen Sache; — ein stadtbekanntes Verhältnis wurde daraus. Auf die Dauer freilich konnten der wässerige Tee und die belegten Brötchen ihn nicht befriedigen, ebenso kam ihm das Lob der Kanders immer dünner, immer mehr fachmännisch trocken vor. Es galt seiner Technik und traf seine Technik zugleich. Sie sah ihn mit den Augen des Kollegen. Wenn er die Stirn in Falten legte, wenn er sich langsam in den Sitz zurückfallen ließ, selbst wenn er sich eine Zigarette anzündete, dachte sie an irgend eine Szene aus irgend einem Stück, wo er es ebenso machte. Er trug diese Szene nicht aus dem Leben ins Stück hinein, sondern vom Stück ins Leben hinaus. Er lebte in andern Rollen, in andern Charakteren, mit andern Gefühlen, er sprach mit den Worten seiner Dichter, er lebte mit dem Pathos seiner Klassiker.

Martha Kanders ließ ihn das fühlen, sie riß wieder den Schleier von ihm.

„Aber, François, das sind ja ‚Die Räuber‘ IV. Akt!“ . . .
 „Aber, François, das sind ja ‚Ibsens Gespenster‘ II. Akt!“ . . .
 „Aber, François, du sprichst ja wie in Schnitzlers ‚Liebele!‘“

Das kränkte und erregte Strahmann sehr, es nahm ihm den Halt, den Selbstglauben, dessen er notwendig bedurfte. Nach solch einer Bemerkung klappte er scheu zusammen, und doch kochte es in ihm — aber es kochte mit dem gleichen Feuer, das er für Zornausbrüche auf der Bühne brauchte.

So stand der große Strahmann von der grausamen Hand seiner neuen Freundin immer wieder vor sich selbst bloßgedeckt da — und verlor dabei sich selbst, sein eigenes Ich, das aus einer vollen, melodischen Stimme, aus gütigen Phrasen, aus einem gemessenen Gang bestand. Er konnte nicht ohne Rolle sein, und Kanders, die verwöhnte Theaterdiva, wollte ihn, wie früher den jungen, feurigen, etwas einfältigen Leutnant „ohne Rolle“ haben. Und doch hatte er die Kraft nicht, sich von der Kanders loszureißen; er fürchtete sich vor jedem neuen Verhältnis — was drängte sich auch alles an Strahmann heran und wollte geliebt werden! Wie leicht konnte die Nachfolgerin der Kanders ihn enttäuschen.

Und ganz heimlich dachte er an seine Ehe zurück. Paula war immer Publikum gewesen, all die Jahre hindurch, nur das Publikum geliebt, das ihn liebte, ihn lobte, ihn vergötterte und ihm schmeichelte. Er hatte vor ihr nie in seinem seelischen, erbärmlichen Negligé so dagestanden wie vor der Kanders dunkeln Augen. Wann hätte je die kleine Paula, wenn er sie küßte, zu ihm gesagt „François — Romeo auf der Strickleiter — aber bitte keinen so breiten Theaterfuß!“ Und er, der große Strahmann, mußte Publikum um sich haben, immer Publikum, um vergöttert, gepflegt, geschmeichelt zu werden . . .

Die kleine Frau Paula Strahmann las zuerst mit etwas Schadenfreude, dann aber immer mehr mit Empörung die Kritiken in den Tagesblättern über ihren früheren Gemahl. „Nach längerer Pause trat gestern wieder das langjährige Mitglied unseres Hoftheaters, Herr Strahmann, auf.“ Man riet ihm, sich noch zu erholen, seine Leistungen ständen nicht mehr auf der früheren Höhe, usw.

Konnte das möglich sein? dachte Paula. Konnte seine Kunst wirklich nicht mehr auf der Höhe stehen, begann er zu altern, wandte sich die Gunst der Kritik, deren er sich 15 Jahre erfreut hatte, von ihm ab?

Und durch diese neugierigen, ängstlichen Fragen, die sie sich selbst stellte und sich selbst nicht beantworten konnte, wurde sie immer mehr aus ihrer Ruhe aufgepeitscht, sie mußte ihn auf der Bühne sehen, ihn selbst beurteilen; gerade das mußte ihr, die sie ihn zwei Jahre lang nicht mehr gehört und gesehen hatte, am vorurteilslosesten gelingen.

Das nächste Mal, da Strahmann in einer seiner früheren Glanzrollen auftreten sollte, nahm sie sich einen versteckten Sitz und ging ins Hoftheater. Trotz der letzten, wenig günstigen Kritiken über Strahmann war das Publikum sehr zahlreich erschienen. Strahmann hatte heute keinen guten Tag, die Kritiken entmutigten ihn, die Kanders nahm dies zum Ausgangspunkt langer fachmännischer Erörterungen und verlangte außerdem seit Wochen von ihm, er sollte sie, da nun die ganze Stadt seit zwei Jahren von ihrem Verhältnis sprach, heiraten. Wäre er für sie noch der große Strahmann gewesen, dann hätte sie sich mit einem Liebesverhältnis begnügt, jetzt aber, da sein Ruhm zu erlassen anfing, da konnte sie die Beziehungen mit ihm nur als seine Frau fortsetzen.

Die Kanders heiraten! Das war unmöglich! Täglich, stündlich von seiner Technik, von seinen Posen, von seinen Zitaten zu hören, täglich, stündlich auch im eigenen Heim nicht einmal auf Lorbeeren ausruhen zu dürfen, das ging nicht an! Das bedeutete für ihn soviel wie Selbstvernichtung!

Er stand in seiner Garderobe vor dem Spiegel und machte sich schön, schöner noch, als er war, er legte sich weit-



By permission of Raphael Tuck & Sons, London.

Überschwemmung.
Gemälde von J. G. Hillais

geschwungene Augenbrauen auf, er glättete mit Schminke die beiden etwas tief gewordenen Furchen, die von der Nase zu seinem schön geformten Mund führten, er trug, um noch schmelzender sprechen zu können, die rote Pasta auf die schwellenden Lippen auf. Nur sein eigenes Haar trug er heute wieder einmal stolz — seine blondfahle Perücke, wie's der Dichter vorschrieb — noch wirkten seine eigenen braunen Locken besser als die blondfahlen des Dichters, noch gab es Hunderte von Backfischen, die ihm flehentlich um solch eine braune Welle von seinem Zeushaupt schrieben. Der Garderobier, den er eben zur Kasse geschickt hatte, um zu erfahren, ob „viel Volk“ gekommen war, ihn zu sehen, brachte ihm die erfreuliche Nachricht, daß das Theater fast ausverkauft wäre, und setzte schmunzelnd hinzu: „Sogar Ihre Frau Gemahlin ist da, Herr Strahmann — Ihre frühere Frau Gemahlin!“

Er ließ sich durch so etwas nicht aus der Fassung bringen, aber er lächelte gütig. Das hob seine Stimmung, das würde ihn besser spielen machen. Und er trug zur Vorsicht noch etwas mehr rosa Schminke auf seine in letzter Zeit fahl gewordenen Wangen auf, trotzdem ihn die Kanders schon oft, oft gebeten hatte, nicht gar so jugendlich erscheinen zu wollen. Das reizte die Kritik. Was ging ihn heute die Kritik an! Das Publikum war zahlreich erschienen und wollte ihn im Jugendglanz sehen, — und alle sollten seine braunen Locken bewundern, um derentwillen ihn die glatzköpfigen Kritiker angriffen!

Das Spiel hatte begonnen — zwei, drei Szenen, dann stand er auf der Bühne; ein prüfender Blick ins Publikum, wie um den Kontakt zwischen sich und diesem herzustellen, und er begann, seine Stimme klang heute melodisch, seine Aktionen waren jugendlicher, sein Feuer, sein langentbehrtes Feuer brach wieder los und riß die Galerien fort. Nach Schluß des Aktes mußte er sich wiederholt an der Kante verneigen. Dabei flog sein Blick glücklich und suchend durch die Reihen — Wo saß Paula? Nun sah er sie, oh, seine Falkenaugen sahen sie trotz ihres Verstecks, und auch zu ihr hin verneigte er sich tief und gütig — sie mußte es merken, denn selbst die Umstehenden fühlten, wie er immer seine schmelzendsten Blicke nach ihr warf. Ja, er mußte ihr unter den Tausenden, vor den Tausenden Dank sagen, daß sie auch erschienen war. Auch sie hatte teil an seinem Erfolg, teil an seinem Dank, denn auch sie gehörte zu seinem Publikum, zu seinen Verehrerinnen.

Mit hochgeröteten Wangen, verlegen und doch glücklich, saß sie da — noch war er ein großer Künstler, noch war er ein schöner Mann — noch liebte er sie vielleicht. Die Tränen der Nührung stiegen der kleinen Frau in die Augen, hier brauchte sie sich deren nicht zu schämen, — hier ließen sich so viele Mädchen und Frauen ja von Strahmanns Kunst zu Tränen rühren.

Der Applaus wuchs von Akt zu Akt. Wie berauscht ging Paula vom Theater nach Haus — noch viel einsamer als sonst erschien ihr ihr Heim — furchtbar leer und einsam. Er hatte sie erkannt, er hatte sie gegrüßt, und was seit zwei Jahren in ihr geschlummert hatte, wurde wach, und was seit zwei Jahren in ihr wach war, schlummerte ein. Der große, liebe Künstler Strahmann stand wieder vor ihr. „Ihr Künstler“, den sie vor Jahren als junge Baronesse bewundert hatte, „ihr Künstler“, mit dem sie sich verlobt, der ihr in Hunderten von Briefen erzählt hatte, daß er diese und jene Rolle nur für sie gespielt, daß er dabei nur an sie gedacht habe. „Ihr Künstler“. Und aus der tiefsten Schublade der Kommode holte sie seine Bräutigamsbriefe und erwärmte sich an der Glut seiner Sprache, die er den Dichtern der Romane entlehnte, und am Flug seiner Gedanken, den er seinen Monologen entnahm. — Dann hatte er sie geheiratet.

Und sie holte auch aus der Vorkorbgenheit das große Album hervor, in dem an 100 Photographien des großen Künstlers gesammelt waren. François Strahmann als Romeo,

als Wallenstein, als Orest, als Tell, immer als Held, immer als Liebhaber!

Am nächsten Morgen stürzte sich Paula mit fiebrender Aufregung auf die Morgenblätter. Diesmal mußte doch die Kritik seine Leistungen unumschränkt anerkennen, dachte sie.

Hastig las sie ein Blatt nach dem andern. Gelobt wurde er in keinem, im Gegenteil, sie waren meist ablehnend: „Herr Strahmann fängt an, sein Spiel für die Galerie einzurichten . . . er stödet mehr, denn er spricht . . . er markiert ein unmögliches Feuer und will à tout prix möglichst jugendlich sein und erscheinen, das tut, da sich sein Alter nicht verdecken läßt, der Illusion erheblich Eintrag“, und so fort.

Empört warf Paula die Zeitung weg. „Ihr Künstler“ spielte für die Galerie! „Ihr Künstler“ sollte für derlei Rollen zu alt sein? Hatte er jemals frischer, jugendlicher, lebenswürdiger ausgesehen, hatte er je künstlerischer gespielt als gestern? Man tat ihm unrecht. Das Publikum hatte ihm zugejubelt, Tausende waren von seinen Leistungen hingerissen, und einer, einer, dem er zufällig nicht gefiel, machte dann in der Presse die öffentliche Meinung und beschimpfte den Liebbling des Publikums!

Sie war so erregt, daß sie nicht wußte, was sie tat, sie nahm aus ihrer Schreibmappe ein Briefpapier und warf folgende Zeilen darauf:

„François, wenn sich auch unsere Wege getrennt haben, so kann ich doch nicht sehen, wie Dir von seiten der Kritik unrecht geschieht. Ich war gestern im Theater und habe Dich bewundert, Du bist noch immer derselbe Künstler, derselbe Held! Paula.“

Als der große Strahmann dieses Lebenszeichen von seiner kleinen Frau bekam, lächelte er zuerst fein und gütig, dann aber sprang er von seinem Schreibtischstuhl auf und durchquerte erregt sein Arbeitszimmer.

Die Gunst des Publikums hatte er noch, die Günst der Kritik hatte er längst verzehret, die Gunst seiner ehemaligen Frau war ihm geblieben, ihre naive Anbetung. Ja, er wußte, was ihm seit dem Tage seiner Trennung von ihr fehlte, was ihn irremacht, was ihn schlecht spielen ließ, was ihm Größe, Pathos, Berechnung und alles nahm — ihre Wärme, ihre ideale Naivität fehlten ihm, ihr Glaube an seine Größe, ihre Herzenswärme, ihre Hausbackenheit.

Sie war das Publikum, um das er jahrelang gegirrt, sie war das Publikum, das ihn verzogen, verhätschelt hatte, sie war die Frau, die auch in den vier Wänden eines trauten Heims alles Wirkliche, Harte, Kalte von ihm abhielt, die mit ihrem Lob alle Stimmen des Tadelns übertönte; Paula war das Publikum, das vor dem Künstler in ihm immer in scheuer Distanz stand.

Die Kanders war die Kritik, war die Kollegin, war die Berechnende, die Unnaive. Paula hatten ihm die adligen Verwandten wieder durch ihre Reden abgehebt, aber dennoch hing sie an ihm, glaubte an ihn heute wie damals als kleiner Backfisch, als Baronesse!

Die Kritik, die Wirklichkeit, die Wahrheit, — vielleicht die Kunst wandten sich von ihm ab, sie aber blieb ihm, ja sie mußte ihm bleiben, denn er brauchte immer jenes begeisterungsfähige Publikum um sich, um Künstler zu sein, um weiter als großer Strahmann leben zu können.

Und so kam es, daß nach wenigen Stunden der große Strahmann, die Gardenie im Knopfloch, die braunen Locken fast schlicht und feierlich zurückgestrichen, vor der Wohnungstür der kleinen Frau Paula stand.

„Kannst du mir verzeihen, Paula?“ flehte er in seinem schönsten, einschmeichelndsten Ton. „Ich brauche dich ja so, ich brauche dich ja so!“

Eine Pause, dann begann er in schneller, deutlicher Sprache von seiner Kunst zu reden, und erst da war er wieder „ihr Künstler“, gegen den sie sich nicht sträuben konnte.

„Wir wollen uns zum zweitemal heiraten“, sagte er groß. „Es soll ein Fest werden, größer, feierlicher als unsere erste

Hochzeit; schier hundert Gäste, prächtige Karossen, eine Königstafel soll es geben!"

Die Randers hätte jetzt wieder boshaft ein Stück aus Straßmanns klassischen Repertoiren zitiert, die kleine Paula aber sagte nur mit Freudentränen in den Augen:

„Nein, nein, François, ein stilles, ganz stilles Fest, nur für uns!"

Der große Straßmann widersprach nicht, aber im stillen dachte er daran, was all' die tausend Jünglinge und Badische, alle schmachtenden Frauen — sein Publikum — zu seiner Wiedervermählung mit seiner ersten Frau sagen würden, und er freute sich dessen.

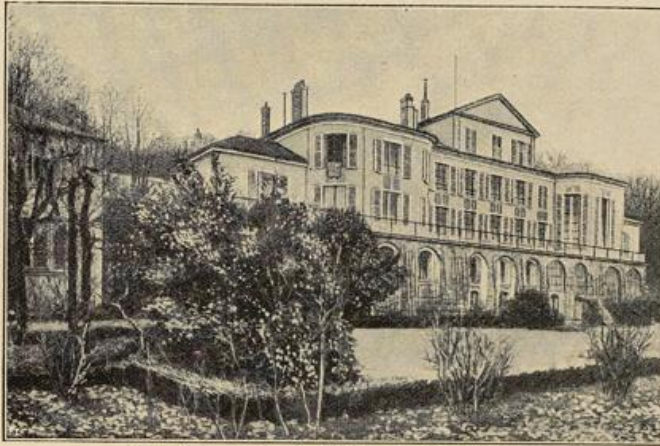
Nur an das, was Paulas adlige Verwandte und die böse Kritik sagen würden, dachte er nicht.

Eine Pflegstätte der Meßkunst.

Das Internationale Maß- und Gewichtsbureau in Sevres bei Paris.

Von Dr. A. Mareuse.

Die Kunst des Messens und Wägens oder die Wissenschaft der Metrologie ist so alt wie die Entwicklung des Menschengeschlechts selbst; aber erst seit etwa 30 Jahren gibt es ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem, das in stande ist,



Das Internationale Maß- und Gewichtsbureau in Sevres bei Paris.

allen exakten und internationalen Anforderungen von Handel, Technik und Wissenschaft vollkommen zu genügen.

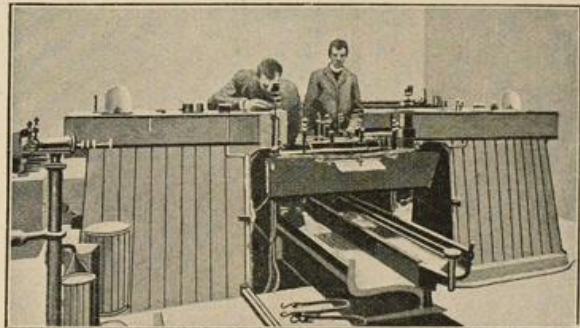
Im Altertum entnahm man den Dimensionen des menschlichen Körpers auch die Maßeinheiten, wie Elle (Vorderarmlänge), Finger, Fuß und Schritt, die bei den ersten gewaltigen, noch heute bewunderten Bauten der Pyramiden und Tempel eine wichtige Rolle spielten. Diese mehr oder weniger rohen, stets veränderlichen und auch in allen Ländern durchaus verschiedenen Maße waren bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts allein gebräuchlich.

Im Jahre 1668, kurz nach Gründung der französischen Akademie der Wissenschaften in Paris, kam man einen kleinen Schritt vorwärts, indem ein offizieller Längenmaßstab, die „Toise von Châtelet“, aus Bronze mit einer Länge von 6 Pariser Fuß als Maßeinheit, wenigstens in Frankreich, eingeführt wurde. Noch immer fehlte aber eine der unbelebten Natur entnommene, gleichsam unveränderliche Maßeinheit, die als Weltmaß dienen konnte. Zwar schlug der große holländische Astronom und Physiker Huygens, der zuerst das Pendel in den Mechanismus der Uhr einfügte, 1673 vor, die Länge des Sekundenpendels als Maßeinheit zu wählen, da man damals irrtümlich noch glaubte, diese sei auf der ganzen Erde gleich groß; bald aber überzeugte man sich, daß infolge der Erdabplattung ein Sekundenpendel am Äquator kürzer sein muß als an den Polen. Deshalb versuchten die beiden französischen Astronomen Bouguer und La Condamine, die durch ihre ausgedehnte Erdmessungsexpedition nach Peru bekannt geworden sind, im Jahre 1749 die Länge des Sekundenpendels unter dem Breitengrad 45 oder auch

unter dem Äquator als Maßeinheit einzuführen. Aber alle jene Vorschläge fanden keine Verwirklichung. Erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schlug eine von der französischen Akademie der Wissenschaften ernannte Kommission, der Geistesheroen der exakten Naturwissenschaften, wie Laplace, Lagrange, Arago, Lavoisier und Berard angehörten, den zehnmillionsten Teil des Erdmeridianquadranten, also der Entfernung von Pol bis Äquator, als Einheit für das Längenmaß unter dem Namen Meter (m) mit Erfolg vor. Die französische Regierung willigte ein und ließ zur Bestimmung jener Maßeinheit ausgedehnte Gradmessungen in heimischen und fernem Ländern veranstalten. So entstand im Jahre 1799 das erste genauere Meter, eine 25 Millimeter breite und 4 Millimeter dicke Platinstange, deren Enden um ungefähr 1 Meter voneinander entfernt waren.

Aber auch damit war weder ein unbedingt feststehendes Maßsystem, noch ein mit der Zeit wirklich unveränderliches Urmaß geschaffen. Einmal mußte durch die Definition des Meters als bestimmten Teils des Erdumfangs jede neuere und genauere Gradmessung auch in etwas die Meterlänge ändern, und zweitens bot selbst das vorzügliche Platinmetall, besonders auch in Gestalt eines dünnen Endmaßstabes, noch keine genügende Gewähr für dauernde Konstanz. Man kam deshalb im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts auf die allein richtige Idee, die ganze scharfe Beziehung der Meterlänge zum Erdumfang fallen zu lassen und dafür jene nunmehr bis zu einem gewissen Grad herkömmliche Maßeinheit in einer nach Übereinkunft geregelten Normalform aus unbedingt unvergänglichem oder doch wenigstens auf absehbare Zeit ganz unveränderlichem Material herzustellen.

Zu diesem Zweck vereinigte sich in Paris im Jahre 1872 die sogenannte Internationale Meterkommission, der fast alle Kulturstaaten der Erde beitraten, und zu deren tätigsten Mitgliedern u. a. der frühere Direktor der Berliner Sternwarte, jetziger Präsident des Internationalen Maß- und Gewichtsbureaus, Professor Foerster, sowie der vor mehreren Jahren verstorbene Professor Hirsch, Direktor der Sternwarte Neuchâtel



Der kleine Komparator zur genauesten Längenausmessung und Vergleichung von Maßstäben.

(Schweiz), fast 30 Jahre beständiger Sekretär jenes Internationalen Meterbureaus, zu zählen sind. Im Jahre 1875 kam auf Grund der Vorarbeiten jener Kommission eine Internationale Konvention, damals von 18 Staaten, zustande, und es wurde beschloffen, auf gemeinschaftliche Kosten in Frankreich ein Internationales Maß- und Gewichtsbureau zu errichten, das das beste Urmeter herstellen und davon den einzelnen Staaten genaueste Kopien liefern sollte.

So entstand im herrlichen Park von St. Cloud, nur eine Stunde mit dem Dampfer von Paris entfernt, das auf unserm ersten Bild wieder gegebene Internationale Maß- und Gewichtsbureau zu Sevres, das gegenwärtig von 23 Staaten unterhalten und durch ausgezeichnete Gelehrte, unter denen hier nur die Herren Benoit und Guillaume genannt seien, als wahre Präzisionsstätte exakter Wissenschaft musterhaft geleitet wird.

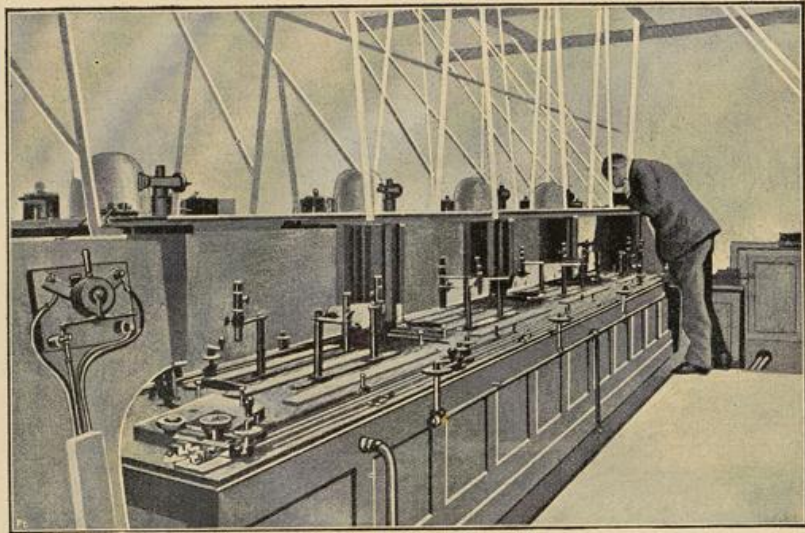
Betrachten wir nunmehr die innern Einrichtungen jenes neutralen Tempels der Meskunst, genannt Pavillon von Breteuil, zu dem nur wenige Eingeweihte, Fremde fast nie, Zutritt haben, etwas näher.

Seit etwa 15 Jahren ist das Urmeter aus der höchst kostbaren, aber auch unvergänglichen Metallmischung von Platin und Iridium, im Verhältnis von 10 zu 1, vollendet. Dieser in Form einer Schiene hergestellte starke Platini-Iridiumstab weist nahe den beiden Enden je zwei feine, nur 0,002 Millimeter breite Striche auf, durch deren bei gleicher Temperatur unveränderlichen Abstand die Länge des Meters bestimmt wird. Dieses Urmeter wird unter Anwendung aller nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln in einem Kellergewölbe des Pavillons von Breteuil aufbewahrt und nur etwa alle fünf Jahre aus seiner sicheren Verwahrung herausgeholt, um den intakten Zustand festzustellen. Unter die 23 Kulturstaaten der Erde, die jetzt zur Meterkonvention gehören, sind etwa 50 ganz exakte Kopien jenes Urmeters verteilt worden, deren jede einen materiellen Wert von ungefähr 15 000 Mark besitzt.

Zur Herstellung dieser Kopien und zu deren Vergleichung mit dem Urmeter, sowie untereinander, bedarf es besonderer

Präzisionsinstrumente, der sogenannten Komparatoren, von denen das Internationale Maß- und Gewichtsbureau besonders zwei hervorragende Modelle besitzt. Das eine ist der auf unserer zweiten Abbildung dargestellte kleinere Komparator

von Brunner zur Untersuchung der Metermaßstäbe, der Messungen von Längenunterschieden, Ermittlungen von Ausdehnungskoeffizienten usw. an scharfen Mikroskopen mit einer Genauigkeit von $\frac{1}{100000}$ Millimeter gestattet, oder, wenn man den tausendsten Teil eines Millimeters als kleinste Maßeinheit mit „Mikron“ (μ) bezeichnet, bis auf 0,01 μ^2). Zur Erzielung einer so erstaunlich hohen Präzision hat die Technik bei der Konstruktion und

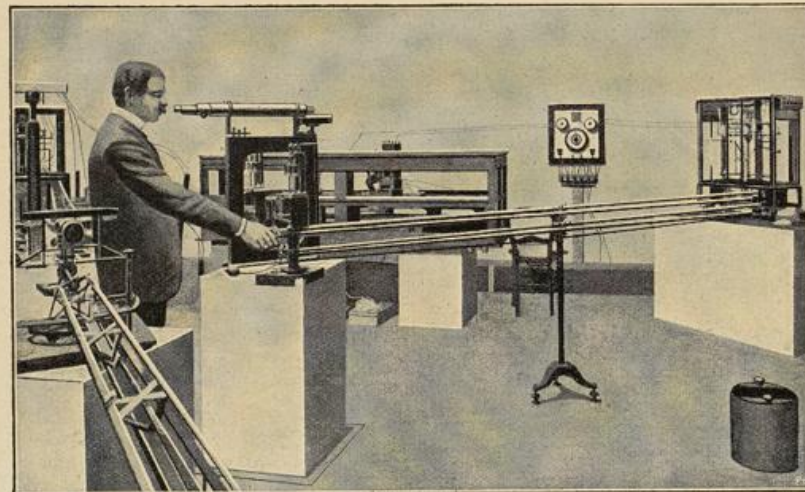


Großer Komparator zum Ausmessen und Vergleichen von 4 Meter langen geodätischen Maßstäben.

Aufstellung jenes Komparators, sowie bei Berücksichtigung gleichmäßiger Temperaturverteilungen das denkbar Vollendetste geleistet.

Ein zweiter, viel größerer, auch von Brunner erbauter Komparator ist auf der obenstehenden Abbildung wiedergegeben. Er dient dazu, die zumeist 4 Meter langen geodätischen Messungen auf genaue Länge und Längenänderung mit der Temperatur zu untersuchen, bevor sie bei Triangulationen zur Ausmessung einer sogenannten Basis oder Grundlinie benutzt werden.

Auf Expeditionen nach fernen Ländern, wo das Mitnehmen schwerer und langer Basismaßstäbe unmöglich wird, hat man zum Zweck von Vermessungen mit großem Erfolg auch gespannte und nachher zusammenrollbare lange Metalldrähte nach dem Vorschlage des schwedischen Geodäten Zädderlin verwendet. Diese äußerst bequemen und transportablen Basismeßvorrichtungen, die eine Länge von etwa 15 Metern erhalten können, sind durch besondere Arbeiten auf



Präzisionswagen, die aus der Entfernung durch Schlüssel bedient und mit einem Fernrohr abgelesen werden.

dem Internationalen Maß- und Gewichtsbureau zu wahren Präzisionsapparaten geworden, seit man sie aus einer ganz eigenartigen Metallegierung von Stahl

* Die räumliche Erfassung so überaus kleiner Quantitäten, im Vergleich mit denen sogar die Welten mancher Mikroorganismen noch groß genannt werden können, ist dadurch möglich geworden, daß man zur Ausmessung von Längenunterschieden Verschiebungen von Lichtlinien verschiedener Wellenlängen benutzt hat.

und Nickel, Invar genannt, hergestellt hat, die von jeder Längenänderung mit der Temperatur durchaus frei ist.

Die Wichtigkeit dieser neuen, durch die Arbeiten im Pavillon von Breteuil gefundenen Nickelstahllegierung, die nicht nur gegen Temperatureinflüsse, sondern auch gegen magnetische Einwirkungen fast unempfindlich gemacht werden kann, ist für die Technik der Präzisionsinstrumente und namentlich der Uhren ohne Zweifel außerordentlich groß. So leistet jenes internationale Institut weit über den Rahmen seiner ursprünglichen Tätigkeit hinaus der Wissenschaft ununterbrochen wertvolle Dienste.

Noch einen Blick wollen wir vor dem Verlassen des Maß- und Gewichtsbureaus auf die mit den Gewichten zusammenhängende Abteilung jenes Heiligens erakter Meßkunst werfen. Nach dem metrischen System wird die Gewichtseinheit aus der Maßeinheit hergeleitet, indem das Kilogramm den Druck eines Kubikdezimeters chemisch reinen Wassers bei + 4 Grad Celsius und auf der geographischen Breite der Pariser Sternwarte darstellt. Das Normalkilogramm wird durch ein im Internationalen Maß- und Gewichtsbureau aufbewahrtes entsprechendes Platingewichtstück gebildet.

Die letzte Abbildung gibt ein Bild des Meßtales im Pavillon von Breteuil, wo die schärfsten Präzisionswagen auf-

gestellt sind. Unter Anwendung der größten Vorsichtsmaßregeln, was die Fernhaltung mechanischer und thermischer Einflüsse von den Wagen betrifft, ist man dahin gekommen, noch $\frac{1}{100}$ Milligramm Gewichtsunterschied wägen zu können. In der Tat eine erstaunliche Leistung der Wägetechnik, die sich den vorher erwähnten Erfolgen der Meßkunst (Grenze $\frac{1}{100}$ Mikron) ebenbürtig zur Seite stellt.

Zum Schluß dieses kurzen Blickes in das Internationale Maß- und Gewichtsbureau bei Paris dürfte es nicht ohne Interesse sein, die 23 Staaten zu kennen, die das hinsichtlich der Einfachheit und Wissenschaftlichkeit vorzügliche metrische System bisher angenommen haben. Es sind dies Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Belgien, Brasilien, Argentinien, Dänemark, Spanien, Nordamerika, Italien, Peru, Portugal, Rußland, Schweden, Norwegen, Schweiz, Türkei, Venezuela, Serbien, Rumänien, England, Mexiko und Japan. Im Deutschen Reich besteht eine besondere technische Oberbehörde, die Kaiserliche Normaleichungskommission mit dem Sitz in Charlottenburg, die nicht nur für die dauernde Erhaltung der Ordnung im Maß- und Gewichtswesen sorgt, sondern zugleich auch mit höchster Sorgfalt und Wissenschaftlichkeit selbst neue Forschungen auf dem Gebiet des Messens, Wägens und Eichens ausführt.

Der Niedergang der alpinen Volkstrachten.

Von Ludwig von Hörmann.

Seit einigen Jahren gibt sich in Süddeutschland (Oberbayern und Schwarzwald), sowie in den österreichischen Alpenländern ein lebhafter Eifer kund, dem offensbaren Niedergang der alten Volkstrachten eine Schranke zu setzen und womöglich deren Neubelebung zu versuchen. Diese Bestrebungen sind gewiß sehr anerkennenswert, dürften aber schwerlich von einem nachhaltigen Erfolg gekrönt sein, da das Schwinden der Volkstrachten unaufhaltbar und deren vollständiger Untergang trotz aller Gegenmaßregeln wenigstens für die Alpengegenden — denn diese habe ich zunächst im Auge — voraussichtlich innerhalb der nächsten fünfzig Jahre zu gewärtigen ist. Diese Überzeugung muß sich jedem aufdrängen, der die Trachten nicht bloß aus zeitweiligen kirchlichen und weltlichen Festen, arrangierten Massenprozessionen, großen Bauernhochzeiten, Schützenmünzigen und Trachtenfesten kennt, sondern den Auflösungsprozeß seit einer Reihe von Jahren aufmerksam verfolgte und den Ursachen nachspürt, die ihn veranlassen und beschleunigen halfen. Der wird auch erkennen, daß dies Schwinden der Volkstracht nicht als vereinzelte Tatsache, sondern als Teilerscheinung eines allgemeinen Niedergangs des alpinen Volkslebens anzusehen sei und daß sich dieser Niedergang als naturgemäße Folge der vollständig geänderten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse entwickelt habe, die die Neuzeit in den Alpenländern geschaffen hat. Es ist die unaufhaltsam fortschreitende Kultur, die, nachdem sie ihre einschneidende segensvolle und schädliche Tätigkeit in den Städten und Bezirken des Flachlands geltend gemacht und diesen ihren niedlicheren Stempel aufgedrückt hat, nunmehr auch die von ihr bisher nicht berührten Alpentäler in ihre Bannsphäre zieht.

Möglich gemacht wurde dieser Einfluß vor allem durch die Erweiterung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel in Verbindung mit den andern Fortschritten auf mechanisch-technischem Gebiet. Die Eisenstränge, die jetzt fast alle Haupttäler der Alpen durchziehen, die neuen oder wenigstens verbesserten Straßen und Wege, die in die Nebentäler führen, ermöglichen dem Gebirgsbewohner immer häufiger den Besuch der nun leicht erreichbaren Städte und machen ihn mit den Erzeugnissen der Industrie bekannt.

Nach fanden die Erzeugnisse der Spinnfabriken Eingang. Begünstigt und vermittelt durch die Märkte und durch die

Zwischenhändler, nahmen sie aus den Niederlagen der Haupttäler den Weg in die Krämerläden der Nebentäler und verdrängten allmählich einen der wichtigsten Grundpfeiler des früheren patriarchalischen Bauernlebens, die Hausindustrie. Der alte, schöne Spruch:

„Selbstgekommen, selbstgemacht,
Ist die schönste Bauerntracht“

verlor nur zu bald seine Geltung und — mußte sie verlieren, denn die Fabrikstoffe waren viel gleichmäßiger und schöner gearbeitet, als es durch die unbeholfenen Maschinen des Hauses und durch die Handarbeit möglich war. Und was die Hauptsache für die Bauern war, sie kamen auch billiger zu stehen. Wolle, Hanf und Flachs wurden jetzt nicht mehr wie früher an den langen Winterabenden in der Stube verarbeitet, sondern verkauft, und mit dem Erlös wurden billige Fabrikwaren eingehandelt. Spinnrad und Webstuhl, Fasel und Wolltrager, die ehrwürdigen Zeugen alplerischer Hausfleißes, wanderten in die Kumpellammer; dafür hielten Kartenspiel und die Schnapsflasche immer häufiger ihren Einzug in die Gehöfte.

Weit mehr noch ins Gewicht fallend sind die Nachteile, die dem Gebirgsvolk daraus in ökonomischer Hinsicht erwuchsen. Der Erlös des verkauften Rohmaterials deckte sich nur scheinbar mit den Auslagen für die vom Krämer oder aus der Stadt bezogenen Fabrikwaren. Freilich war der gekaufte Baummollstoff dreimal so billig wie die selbstgewirkte Hausleinwand, aber er war auch dreimal so schlecht und mußte dreimal so schnell nachgeschafft werden, abgesehen vom dreifachen Näherlohn. Aber auch der moralische Gewinn der Freude am Kleid, das durch der eigenen Hände Fleiß geschaffen wurde, fiel weg. Weber, Schuster und Schneider, die sonst von Haus zu Haus auf die „Stör“ gingen und die ganze Tracht von „Kopf bis zu Füßen“ herstellten, haben fast nichts mehr zu tun, da man die gekauften Stoffe aus der Stadt bezieht und häufig auch die Kleider dort machen läßt. Infolgedessen fällt schon seit langer Zeit auch für die „Ehehalten“ — die häuerlichen Dienstituten — die früher einen Teil ihres Lohnes in Naturalien, das Leder für die Schuhe, die Leinwand zu Hemden, den Loden für die Zoppe, erhielten, der Stoff für ihre Bekleidung fort, und sie sehen sich gezwungen, ihn ebenfalls vom Dorfkrämer, Hausierer und in der Stadt zu kaufen.

Ein weiterer wichtiger Umstand, der zum Niedergang der alten Trachten wesentlich beitrug, ist der schwindende Wohlstand der Gebirgsbevölkerung. Die bäuerliche Tracht, besonders die sonn- und festtägliche, ist bedeutend kostspieliger als die „neumodische“ Kleidung. Allerdings hält eritere auch dreimal so lange, aber dies bedenkt der Bauer nicht, für ihn kommt nur die augenblickliche Gelbtauslage in Betracht. Daher wird das alte Sonntagsgewand, wenn es schadhast geworden, selten mehr ersetzt, sondern an Werttagen stückweise aufgebraucht.

Mit diesem Sinken des Wohlstandes zusammenhängend und so indirekt das Schwinden der Volkstrachten mitverschuldend ist der Zug vieler Gebirgsbewohner beiderlei Geschlechts vom Dorf in die Stadt, um dort Verdienst und Unterkunft zu suchen. Die „weichenden“ Geschwister, die sonst auf dem Hof als Knechte und Mägde blieben, verdingen sich auf kürzere oder längere Zeit als Dienstboten in die Stadt, teils, weil sie der Hof nicht mehr ernährt, teils wohl auch, weil ihnen das freiere Leben an einem Ort, wo sie weniger beaufsichtigt sind, besser behagt. Dort legen die Ausgewanderten fast ausnahmslos die bäuerliche Gewandung ab und ziehen die städtische an. Kehren sie, nachdem sie sich hie und da als Hausknechte oder als Dienstmägde einiges Geld erspart haben, ins Heimatdorf zurück, so behalten sie die städtische Tracht meist bei und verleiten noch andere, sich auch städtisch zu kleiden, weil es schöner und bequemer sei. Von bedeutendem Einfluß auf das Aufgeben der männlichen Tracht sind die Militärjahre und das Garnisonleben der Burschen, besonders seit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist. Wer einmal den Soldatenrock getragen hat, kehrt nur selten mehr zur bäuerlichen Tracht zurück.

Hierzu kommt noch vornehmlich in der Nähe der Städte das immer mehr sich steigende Luxusbedürfnis der bäuerlichen Bevölkerung, in erster Linie beim weiblichen Geschlecht. Vorschub leistet diesem der schwunghaft betriebene Hausierhandel. Der böhmische Hausierer wie der kluge Grödener steigt mit seiner schweren Kraxe bis zu den höchstgelegenen Einödhöfen hinauf, kramt dort seine Kurz- und Schnittwaren aus und schwatzt der Bäuerin und den Dirnen seine grell in die Augen fallende spottbillige Schundware auf. Das Beispiel verlockt, und bald trägt auch die Nachbarin den gleichen, wie sie glaubt, schönen Putz, und mit jedem neuen Stück geht ein Stück alter Nationaltracht und mit ihr ein Stück bäuerlichen Standesbewußtseins unter.

Endlich hat auch zweifellos der „Fremdenverkehr“, das früher ungewohnte Zustromen der Sommerfrischler und Touristen aus aller Herren Ländern bis in die innersten Talwinkel, auf den Niedergang der Volkstracht, und zwar mehr als man glauben möchte, eingewirkt. Er erzeugte eine große Menge von neuen Verkaufsstätten und bereicherte das Lager der bereits vorhandenen Krämerläden mit allen möglichen touristischen Bedarfsgegenständen, aber auch mit Trachtenstoffen, sogar vollständigen Anzügen, die, aus der Stadt bezogen, die Taltracht teilweise umgeformt geben und überdies theatralisch aufgeputzt werden, um die „Fremden“ mehr anzulocken. Ist es ja in den unzähligen Sommerfrischen und Badeorten Tirols und Kärntens eine bekannte Erscheinung, daß männliche und weibliche Kurgäste sich in der Taltracht gefallen und darin herumspazieren. Überhaupt ist das Tragen von Bauertracht unter der städtischen Bevölkerung, besonders in der männlichen, wenn sie zur Sommerszeit in die Berge zieht, stark in die Mode gekommen, wozu der Aufschwung, den die Hochtouristik genommen hat, viel beiträgt. Nichts aber verleidet dem Bauern die Freude an seiner gewohnten Tracht mehr, als wenn er sie am Leib des Städters sieht.

Will man nun alle Momente, die das Schwinden der Nationaltrachten verursachten, in ein Wort kurz zusammenfassen, so kann man sagen: die in die Alpentäler eingedrungene Kultur der Neuzeit hat es bewirkt. Damit ist aber auch schon die Antwort auf die Frage gegeben, ob die Versuche, die man unternimmt, den Untergang der alten Trachten

aufzuhalten und ihre Neubelebung anzustreben, einen Erfolg versprechen. Ich halte es für undenkbar; denn man müßte den fortschrittlichen Errungenschaften vor den Toren der Alpenwelt Halt gebieten, die bereits eingedrungene Kultur wieder rückgängig machen, die reichen Verkehrsmittel zerstören, die Fabriken sperren . . . Und dann? Nun, dann würden sich die verhältnismäßig wenigen noch erhaltenen Trachten in ihren Hauptformen vielleicht noch ein Halbjahrhundert länger erhalten, aber schließlich doch untergehen, beziehungsweise sich in andere umwandeln.

Sollen also diese so löblichen Versuche zur Wiederbelebung der alten Trachten aufgegeben werden? Mit nichten. Nur muß man nicht von einer allgemeinen Einführung der Gebirgs-trachten träumen, sondern sich mit dem Erreichbaren begnügen. Ehe dieses erreichbare Ziel angegeben wird, scheint es, wenn nur halbwegs Klarheit in diese Wiederbelebungsversuche kommen soll, voreerst dringend geboten, auf ein paar Punkte aufmerksam zu machen, die von der Mehrzahl derjenigen, die sich für die Erhaltung der alpinen Volkstracht interessieren, nicht oder zu wenig berücksichtigt werden.

Vor allem muß bei der Tracht des Gebirgsbauern zwischen „Werttag'wand“, „Sonntag'wand“ und „Festtag'wand“ unterschieden werden. Das „Werttag'wand“ ist als Tracht schon längst untergegangen und leider nur beim männlichen Geschlecht durch eine für die ländlichen Verrichtungen zweckmäßigere ersetzt worden. Sie wieder erwecken wollen, würde einen Rückschritt bedeuten, da die alte Tracht, besonders beim weiblichen Geschlecht, vielfach unpraktisch und gesundheitsschädlich war.

Die gegenwärtige Bewegung, die unleugbar mehr vom Schönheits Sinn als von Zweckmäßigkeitsrücksichten sich leiten läßt, hat auch hinsichtlich beider Geschlechter nicht diese im Auge, sondern die Erhaltung, beziehungsweise Wiedereinführung der Sonntagstracht, die der Städter beim ländlichen Gottesdienst, bei Prozessionen, Schützenumzügen und ähnlichen Anlässen zu sehen gewohnt ist, und deren bunte Mannigfaltigkeit das Auge des Einheimischen und des Fremden entzückt. Ursprünglich, und beim Weibervolk noch gegenwärtig, vom Alltagskleid nur durch den besseren Stoff und angebrachten Zierat unterschieden, hat sie sich beim Männervolk später von dem Werttagsgewand emanzipiert und als „Sonntag'wand“ zur selbständigen eigentlichen „Tracht“ des Alplers herausgebildet. Diese Sonntagskleidung, so unbequem ihre Form beim weiblichen Geschlecht als Arbeitskleid genannt werden muß, besaß früher jeder Bauer und jede Bäuerin, meist auch, wenngleich einfacher und schmuckloser, Knecht und Dirn. Gelänge es, diese zu erhalten, richtiger gesagt, wieder einzuführen, bliebe die Alpenwelt um einen unvergleichlichen Schmuck reicher. Aber gerade diesem „Sonntag'wand“, dieser sogenannten Nationaltracht, droht aus den oben angeführten Ursachen der völlige Untergang. Ja, fänden sich selbst Mittel, dem Volk die Tracht zu erhalten, auf deren Stehenbleiben müßte man immer verzichten, denn — und damit komme ich zum zweiten zu wenig berücksichtigten Punkt — auch die Gebirgs-trachten sind seit Jahrhunderten in einem unmerklichen, aber steten Umwandlungsprozeß begriffen, der dem Auge des Laien nur deshalb entgeht, weil er sich bisher in langsamem Tempo vollzog.

Wenn nun solche Umwandlungen schon zu einer Zeit stattfanden, da die Alpengegenden von den Einwirkungen des Flachlandes ziemlich abgesperrt waren, darf man sich wundern, daß der Wechsel der Tracht unter dem Einfluß der Tagesmode sich rascher und einschneidender abspielt, nachdem das moderne Leben von Tag zu Tag mehr in alle Täler dringt?

Fast unberührt von derartiger Metamorphose blieb nur die alte männliche und weibliche „Festtracht“, das sogenannte „Feiertag'wand“. Es wird als sehr kostspieliges Familienerbstück sorgsam aufbewahrt und nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten, also an den höchsten kirchlichen und häuslichen Festzeiten, wie zum Beispiel um Weihnachten, Ostern und Pfingsten, bei der Fronleichnamprozession, zur Hochzeit, aus der Lade genommen und angezogen. Diese äußerst kostspieligen



Zillah.

Gemälde von W. E. Hill.

By permission of Raphael Tuck & Sons, London.

ehrwürdigen Reste der alten Volkstrachten, die — was in früherer Zeit nie möglich gewesen wäre — nunmehr bei Trachtenfesten und ähnlichen städtischen Schaustellungen als Prunk- und Preisstücke paradiere, werden, wenn sie einmal schadhast geworden sind, sicher nie mehr durch neue ersetzt werden. Sie bilden den kostbaren Fond für das Studium der alpinen Trachtenkunde, zugleich aber auch die Muster für die wenn auch nicht gleich wertvolle Ausstattung zahlreicher Schützenkompagnien und bäuer-

licher Musikkapellen, die, dank dem löblichen Eifer und der Unterstützung von Trachtenvereinen und hohen Gönnern, nun mit solcher „Uniform“ bedacht wurden.

Ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck, denn Tracht kann man diese Bekleidung nicht mehr nennen, da sie nur die künstliche kurzzeitige Wiederbelebung einer untergegangenen Tracht ist und nur einen Teil der männlichen Bevölkerung zu Paradezwecken umfaßt.

Blätter und Blüten

Gustav Falke. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Das wunder-volle, in unserer heutigen Nummer erscheinende Gedicht „Ko-ai“ gibt uns willkommene Gelegenheit, in Wort und Bild des Dichters zu gedenken, der schon so viel Herrliches geschaffen hat und doch lange nicht so bekannt und gelesen ist, wie er's um seiner großen Kunst willen verdient. Gustav Falke, der durch den hochherzigen Entschluß des Hamburger Senates, der ihm einen Gehalt von 3000 Mark jährlich auf Lebenszeit zusicherte, der bitteren Nahrungsjorgen enthoben ist, hat es nicht leicht gehabt im Leben. Am 11. Januar 1853 in Lübeck geboren, wurde er zuerst Buchhandlungsgehilfe und dann Musiklehrer, um seiner Mutter schneller eine Stütze sein zu können. Dieser Wechsel des Berufs war ein Glück für ihn — obgleich bei einem Anfangshonorar von 50 Pfa. für die Stunde von großem pekuniären Gewinn nicht die Rede sein konnte. Aber durch die Kunst wurde der Dichter in ihm geweckt, denn die Künste sind untereinander verschwistert, und Musik und Poesie stehen in geheimer Wechselwirkung. Falke war schon ein Bierziger, als sein erstes Gedichtbuch erschien, und darum war gleich dies erste Werk reif und vollendet. Die Erfahrungen eines Lebens in Leid und Lust ent-

hielt es, all die Sehnsucht, die in ihm wohnte, den Schönheitsdurst, der nach Befriedigung rang. Nun liegt über ein Jahrzehnt stillen, gesegneten Schaffens hinter ihm. Seine Gedichtbände „Myn-heer der Tod“, „Tanz und Andacht“, „Zwischen zwei Nächten“, „Neue Fahrt“, „Mit dem Leber“ sind Gemeingut eines großen Kreises geworden, die Zahl seiner Verehrer wächst von Jahr zu Jahr. Und selten ward einem Dichter so wohlverdienter Lorbeer zuteil wie Falke die Anerkennung der Kritik, die neidlose Bewunderung der mit ihm Schaffenden und Strebenden. „Der gestiefelte Kater“ heißt ein unlängst erschienener Band Erzählungen, der wiederum eine Fülle des Schönen enthält.



H. Fährteop, Hamburg, phot.

Gustav Falke.

Denkmal auf dem Forder-Joch an der neuen Dolomitenstraße. (Zur untenstehenden Abbildung.) Wiederum ist ein Stück der großen Kunststraße, die Bozen und Toblach miteinander verbinden soll, fertig, das schönste und interessanteste der ganzen Strecke, die in andern Teilen längst dem Verleber übergeben ward, nämlich das Mittelsstück von Cortina bis Conazei. Von Arabba aus, wo sich die Kunststraße mit der von St. Lorenzen bei Bruneck durchs Emmeberger Tal führenden Straße vereinigt, zieht sie sich in ungeheuren Windungen bis zur Fajhöhe, dem Forder-Joch, empor, und eine über-



H. Bräuer, Vogen, phot.

Das Denkmal auf dem Forder-Joch.
Von der Eröffnung der großen Dolomitenstraße.

wältigende Aussicht bietet sich hier, von 2200 Metern Meereshöhe, dem Beldauer. Die Marmolata mit ihren gewaltigen Eiseibern, die mächtige Pordoi-Spize, die ganze Zellagruppe und weiter auf immer neue Dolomitenriesen. Im Westen aber ragt der Schiern mit dem Nojengarten und seinen Vorbergen in wunderbarer Schönheit auf. Wahrscheinlich wird sich bald einer der riesigen modernen Hotelbauten auf der Höhe des Pordoi-Passies erheben, wo jetzt noch eine bescheidene Unterkunfthütte den Obdachsuchenden aufnimmt. Ist doch eine halbe Stunde abwärts, am Ufer eines dunkelgrünen, baummständigen Teiches schon ein Hotel errichtet, das der paradiesisch schönen Umgebung wegen viel Zuspruch findet. Die Gegend ist überhaupt zur Anlage großer Hotels wie geschaffen, der Verkehr, der jetzt noch auf Postwagen- und Omnibusverbindung beschränkt ist, würde sicher bald eine Automobilverbindung ins Leben rufen, wenn der Reisestrom sich mehr noch als bisher in diese herrliche Dolomitenwelt ergöste, die so viel Gelegenheit zu den schönsten und abwechslungsreichsten Kletter- und Gletschertouren bietet. Am 13. September fand von Campitello im Fassatal aus die Besichtigung der prächtigen, neuerbauten Strecke statt, die Denkmalsentwässerung, die sich daran schloß, gab dieser Übergabe eine besondere Weihe. Es ist ein groß und wirkungsvoll angelegtes Bauwerk, das sich auf der einiamen, herrlichen Höhe zur Erinnerung an den Abschluß eines großen Menschenwerks erhebt. Der einfache Obelisk ist in dieser Umgebung von eindringlicher Wirkung.

Das Deutschmeister-Denkmal in Wien. (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Die Kaiserstadt an der Donau ist um ein hervorragendes Kunstwerk reicher, seit am 28. September d. J. auf dem Deutschmeister-Platz das schöne Deutschmeister-Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers Professor Johann Benk, enthüllt wurde. Auf einem vom Architekten Anton Weber gebauten Plateau aus Konopliker Granit, zu dem fünf Stufen vorn und vierzehn Stufen rückwärts führen, erhebt sich der Obelisk, der die Hauptfigur des Denkmals trägt, einen Deutschmeister-Fahnenträger unserer Tage.

Die Einzelgruppen, deren zwei auf unsern Bildern wiedergegeben sind, die Reliefs und Medaillen erinnern an Großtaten aus den Hauptepochen des Wiener Hausregiments. So zeigt das Relief an der Vorderseite „Die Feuertaupe bei Zenta 1697“, den ersten Markstein in der Regimentsgeschichte, während das Relief der Rückseite „Graf Sowa bei Kolin 1757“ an die zweite Hauptperiode erinnert. Über dem vorderen Relief ragt die Gestalt der „Vindobona“ auf, die dem Deutschmeister den Lorbeerkrantz entgegenhält. Von besonderer Schönheit sind die beiden Statuen rechts und links vom Obelisk, die Heldennut und Waffenbrüderchaft verkörpern: hier der eine Knie legende Deutschmeister aus der Schlacht bei Landsküt (1809), dort ein verwundeter Deutschmeister-Offizier, der von einem Soldaten sorgsam verbunden wird. Von zwei am Denkmal angebrachten Reliefs weist eine die Inschrift auf: „Das I. und I. Infanterie-Regiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 hat während seines 200jährigen Bestandes 206 Schlachten und Gefechte mit einem Gesamtverlust von 407 Offizieren und 20 000 Mann mitgemacht.“ Eine stolze Regimentsgeschichte, die da in wenigen Worten enthüllt wird. Nur Zahlen, aber von



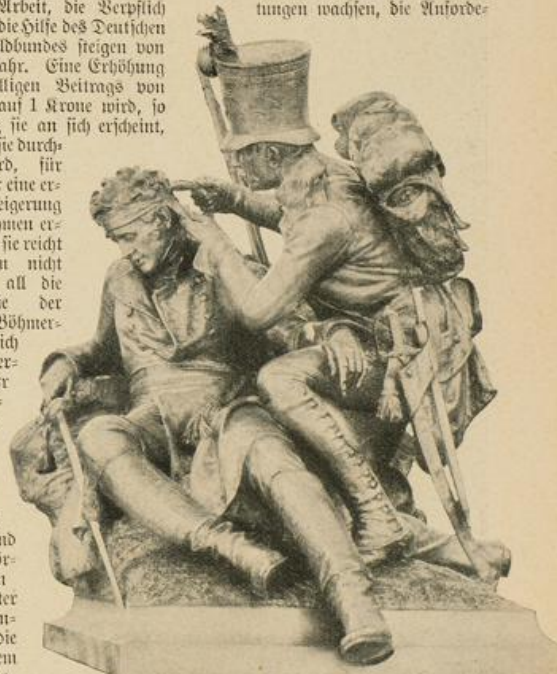
Gesamtansicht.

mend über die Ufer gestutet und hat das erschauernde Land in eine unheimlich sich deh nende Wasserwüste verwandelt. So jäh ist das Unglück hereingebrochen, so unvorbereitet hat es die Leute getroffen, daß sie kopflos geworden sind und oft das Kostbarste, Wichtigste zu schätzen vergessen, um Nichtiges zu bergen. Wer weiß, was die Mutter fortgeführt hat von der Wiege, nach der der furchtbare Feind schon heimlich die Arme rekte, um sie weit hinwegzutragen von Mutterliebe und Heimatshug! Vielleicht die Sorge um wertlosten Hausrat, um ein bedrohtes Stück Vieh. Indessen treibt das alte Wiegenbettchen schon draußen auf der gefährlichen Flut, und die Wasser leden gierig an den braunen Holzwänden, und jeden Augenblick kann ein tödlich verborgener Stein, ein im Wege stehender Ast das Schiffchen zum Kentern bringen, in dem der Liebling des Hauses, das Glüd der Mutter liegt. Das Kindehen weiß nichts von Gefahr. Es lauscht auf das Vöglein, das, ebenso sorglos, auf schwanlendem, knospendem Ast sein Frühlingsliedchen singt, und jauchzend hebt es die Händchen — ein Bild seligen Kinderfriedens inmitten des grausigen Zerstörungswerks! Wird die schöne Sage von dem Engel, der die Kindelein behütet, recht behalten? Vielleicht ist der Kahn, den der Mann mit Ausspannung aller Kräfte über die braune Wasserfläche treibt, schon zur Rettung ausgefahret, und die bang zusammengelauerte Frau darin die Mutter, die, der eignen Gefahr nicht achtend, der ziellos treibenden Wiege folgt!

Der 22. Hauptbericht über die Tätigkeit des Deutschen Böhmerwaldbundes liegt im Druck vor uns. Er legt Zeugnis ab von den unermüdlichen Anstrengungen des Vereins, dem deutschen Volkstum den alten deutschen Kulturboden im Böhmerwald zu erhalten, die deutsche Grenzwaoh zu stützen, das Nationalbewußtsein jener vorgehobenen deutschen Stämme zu stärken und alle Deutschen im südlichen Böhmen zum Schutz ihrer Interessen zu vereinen. Zweiundzwanzig Jahre lang hat der Deutsche Böhmerwaldbund gekämpft und gerungen, oft unter den widrigsten Verhältnissen, unter den seltenen Angriffen der Tschechen, er hat das Unmögliche geleistet, trotz ungenügender Geldmittel überall helfend einzugreifen, wo es galt, der nationalen Not in Böhmen zu steuern, und ist im vorigen Jahr wiederum um 19 neue Bundesgruppen angewachsen. Außerste Sparsamkeit in der Verwaltung, selbstlose Opferwilligkeit der Anstifter zuwege gebracht, tungen wachsen, die Anfor-

der nationalen Not in Böhmen zu steuern, und ist im vorigen Jahr wiederum um 19 neue Bundesgruppen angewachsen. Außerste Sparsamkeit in der Verwaltung, selbstlose Opferwilligkeit der Anstifter zuwege gebracht, tungen wachsen, die Anfor-

der nationalen Wert



Rechte Seitengruppe. Verwundeter Deutschmeister-Offizier.



Linke Seitengruppe. Deutschmeister legt eine Kugel in der Schlacht bei Landsküt.

überzeugender Beredsamkeit!

Überschwemmung. (Zu dem Bild auf Seite 851.) Der sonst so friedlich in vorgeschriebenen Bahnen dahingleitende Fluß ist in der Schneeschmelze gurgelnd, schüt-

Das Deutschmeister-Denkmal in Wien.
Ausgeführt von Joh. Benk.

unterstützen. Die Reichberger Ausstellung hat seinerzeit einen glänzenden Beweis von der Arbeitstüchtigkeit des deutschen Volkstammes in Böhmen gegeben und die Aufmerksamkeit vieler auf dies unlämpfte Stück Deutschthum gelenkt; sie hat gezeigt, daß es wert ist, von allen deutschen Brüdern unterstützt und zu zäher Ansharren ermuntert zu werden.

Ibsens Grab.
(Zu der nebenstehenden Abbildung.)
Auf einem alten Kirchhof in Christiania liegt Henrik Ibsens Grab. Es liegt in schwellendem Rasen, von Waldbäumen umrauscht, einsam in seiner Todesruhe, wie der Lebende einsam war inmitten des bunten, vielfältigen Lebens. Noch schmückt kein Stein die Erinnerungstätte, noch ist das Denkmal nicht errichtet, das seines Volkes Verehrung dem norwegischen Dichter setzen will. Sonnenblumen wiegen sich im Wind, Blumen über dem Haupt mit den ernstesten, oft unerbittlich harten Gedanken. Unter den

silberglänzenden Birken sind Ruhebänke aufgestellt, da kann mit dem toten Dichter Zwieprache halten, wer sich von seinen ewig jungen Werken ergriffen fühlt, und gewiß, er wird in dieser Stille etwas von dem unsterblichen Geist empfinden, den die nun begrabene Hülle einst barg. Gerade in der Schlichtheit dieser Grabstätte, in der Einsamkeit, die man um Henrik Ibsens Grab

geschaffen, liegt etwas Überwältigendes; es war ein vornehmes Empfinden der Norweger, daß sie den Grübler nicht in der Reihe der andern, der „viel zu vielen“ gebettet haben. Ein Volk, das seine großen Geister ehrt, ehrt sich selbst, und nirgends wird das Hohepriesteramt des echten

Dichters so anerkannt wie in dem tief nachdenklichen nordischen Volk; das ist überzeugend zum Ausdruck gekommen, als die Norweger Ibsens Totenfeier begingen, und das zeigte sich wiederum, da sie ihm seine letzte Ruhestätte auserlohen.

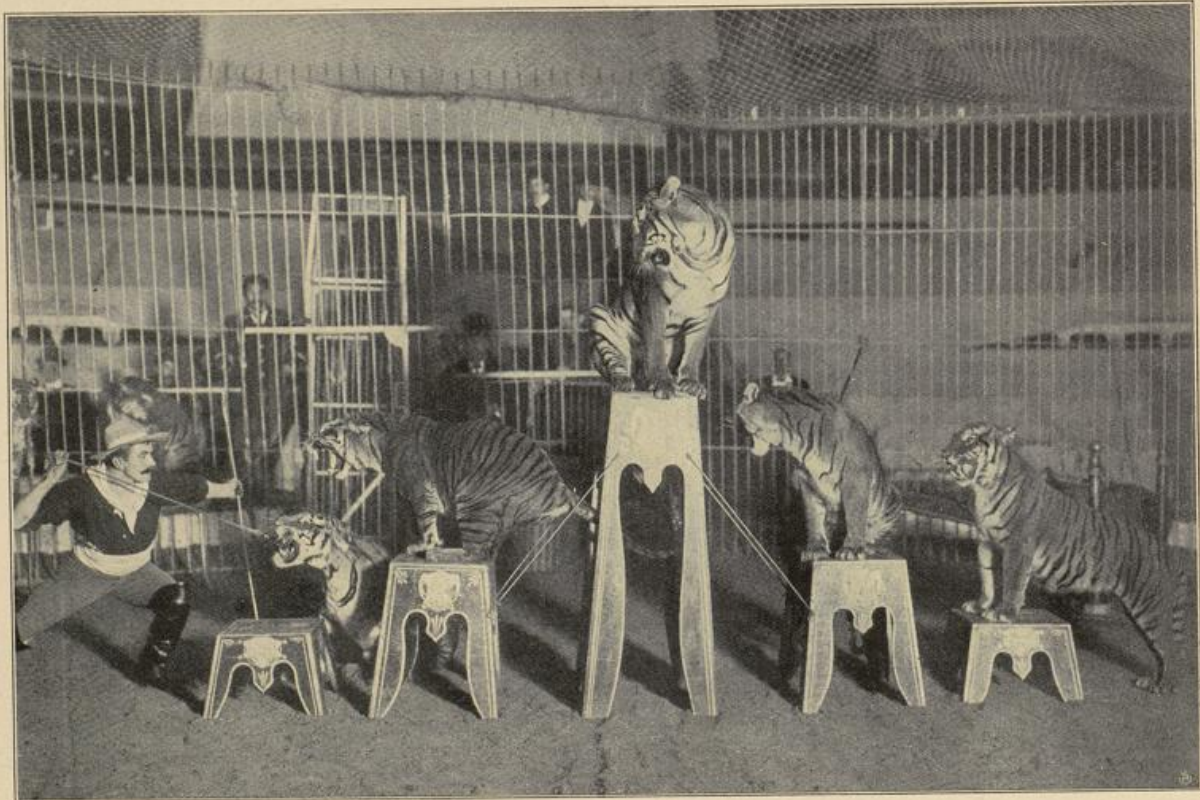
Der Tigerbändiger Henrichsen, der seine zwölf Tiger in der zu einem einzigen großen Käfig umgewandelten Manege des Zirkus vorführt, hat mit der Fähmung dieser Bestien wohl eine der großartigsten Dressurleistungen vollbracht, die jemals gelungen sind. So ist es denn begreiflich, daß jeden Abend eine Flut von Beifall den kühnen Mann lohnt, der seine gefährlichen Schüler sich zu wirkungsvollen Gruppen zusammenfinden läßt, der sie durch Reizen jagt und auf die Schaukel zwingt.



Ibsens Grab in Christiania.

Stille, Christiania, phot.

Einer der großartigsten Augenblicke ist es jedoch, wenn Henrichsen den einen Tiger Alce über sich hinwegspringen läßt, und man versteht es bei der ungezügelten Wildheit der Tiere wohl, daß der furchtlose Bändiger Revolver und Eisenstab doch keinen Augenblick aus seinen Händen läßt.



Henrichsens Tigergruppe.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: A. Wirth; für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.